69

Zb III 20

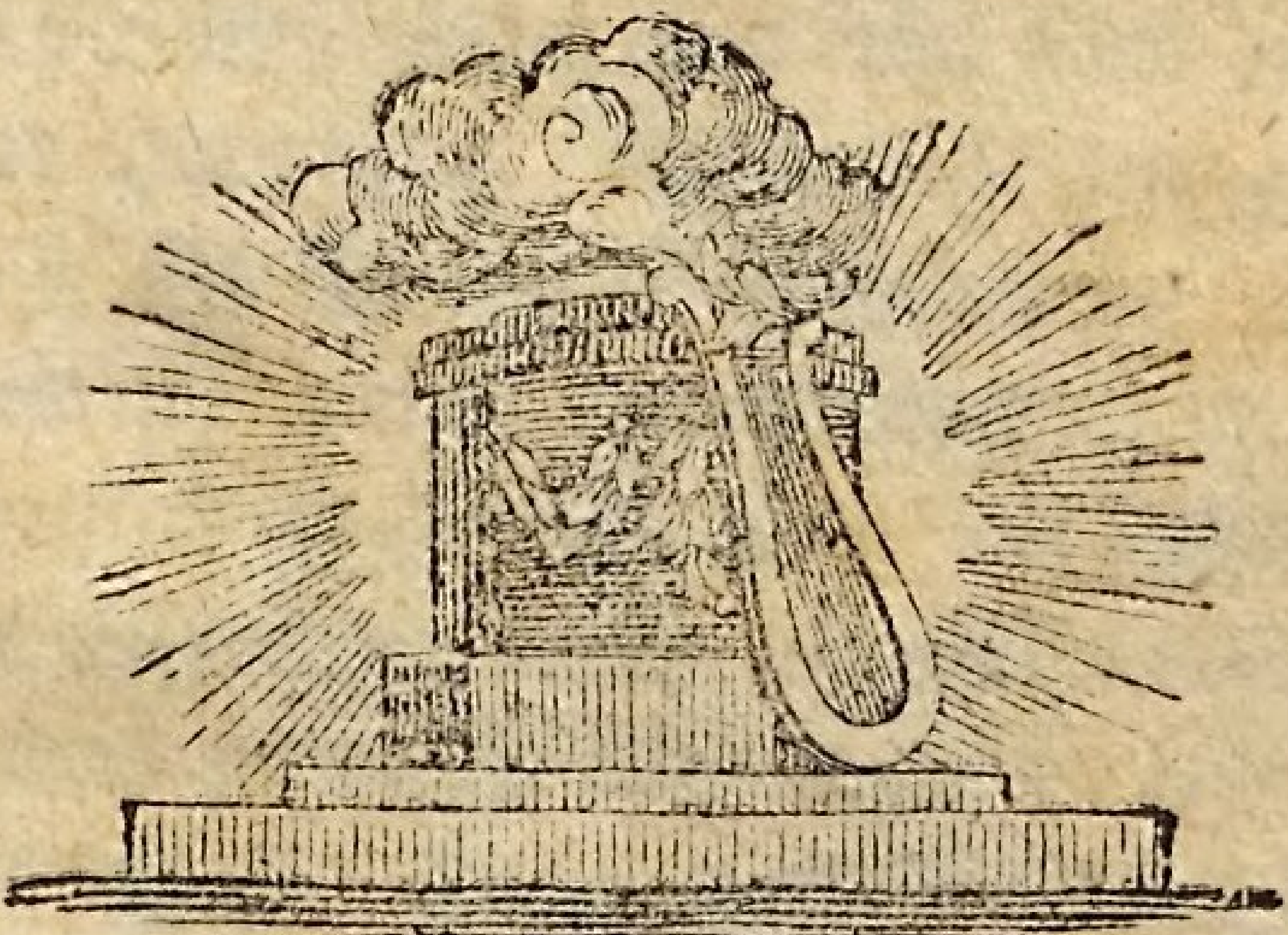
L. pr.

0
69

Der Dürftige.

Ein Drama in vier Aufzügen,

aus dem Französischen des Herrn Mercier übersetzt.



Breßlau und Leipzig, bey Christian Friedrich Gutsch, 1773.

L. fr.
0

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Es würde zu überflüßig seyn, einen Verfasser zu loben, welcher bereits von der rühmlichsten Seite bekannt ist. Man hat es aus seinem Jenneval, dem Deserteur, der Olinde und Sophronie gesehen, was er zu leisten im Stande ist.

Gegenwärtiges Stück ist überaus rührend. Es herrscht darinn durchgängig ein feines Gefühl, eine getreue Beobachtung der Charaktere und eine stets fortrückende Handlung. Alles steht am rechten Orte; die kleinen Schattirungen zu geschweigen, welche öfters unvermerkt, aber vortrefflich angebracht sind. Er läßt Personen auftreten, wenn es nothwendig ist, und was sie reden oder thun, ist ein Theil des Ganzen. Daher wird der Leser in seiner Aufmerksamkeit fortgezogen, und begierig gemacht, den Ausgang des Stücks zu sehen.

Die Charaktere sind durchgängig stark, aber mit Geschmack gezeichnet. Die Fackel der Tugend leuchtet aus den kümmerlichen Umständen dieser dürftigen Familie hervor; ihre Mäßigkeit, wie sie sich in den Besitz des Reichthums versetzt sieht; die Grundehrlichkeit eines Mannes, welcher die Gerechtigkeit handhabet. Hingegen sind die pralerische und zugleich lächerliche Gemächlichkeit des reichen jungen Herrn und die Schikane eines Procurators überaus auffallend. Mit einem Worte; Armuth und Ehrlichkeit sind hier von ihrer liebenswürdigen Seite, so wie das durch Reichthum verdorbene Herz und die Ungerechtigkeit hassenswürdig vorgestellt worden.

Diese starke Farbe brauchte der Verfasser, um die Herzen der Leser oder Zuschauer in ein eben so wichtiges Interesse hineinzuflechten, als wenn von den außerordentlichsten Catastrophen der Liebe die Rede wäre; wenigstens kömmt es mir so vor, und ich bin immer geneigt zu glauben, daß das dramatische Interesse, welches bloß die Bewunderung einer erhabenen Tugend veranlaßt, eben so groß seyn

kann,

kann, als dasjenige, welches aus der Entwickelung der Leidenschaft entsteht. So höchstelend auch im Anfange die Lage dieser dürftigen Familie ist, so wünscht man sich doch, Charlottens Bruder und ein Kind des edeldenkenden Remi zu seyn. Alles, was diesem Verfasser zur Last gelegt werden kann, ist, daß er die Einheit des Orts nicht beobachtet hat.

In der Vermuthung, daß dieses vorzügliche Drama unsre deutsche Leser günstig aufnehmen werden, hat man sich entschlossen, es in unsre Sprache zu übertragen, und sollten wegen Kürze der Zeit, die uns zu dieser Arbeit vergönnet worden ist, einige kleine Fehler mit untergelaufen seyn, so hoffen wir, man wird uns dieselben nicht auf eine zu hohe Rechnung setzen.

Personen.

Herr von Lys, ein reicher junger Herr.

Joseph, Weber.

Charlotte, Blondenmacherinn.

Der alte Remi, Feldarbeiter.

Herr Dünoir, Procurator.

Felix, Haushofmeister des Hrn. von Lys.

Ein Notarius.

Dübois, Bedienter.

Schreiber.

Bediente.

Die Scene ist in Paris.

Der Dürftige.

Erster Aufzug.

Die Bühne stellt ein schlechtes Zimmer vor, welches im untersten Stockwerk und ohne Ofen ist. Die Sessel sind zerrissen. Aller übrige Hausrath ist von Holz und abgenutzet. Hinter einem Stücke von Tapete steht ein Ruhebette. An der einen Seite sieht man einen Weberstul, und in einem kleinen Gemache, dessen Thüre halb offen ist, erblickt man unter einem alten, halb mit Papier verklepten Fenster etwas vom Fußgestelle eines kleinen Bettes.

Dieses Zimmer ist an der hintern Seite eines Gebäudes gelegen, dessen Vordertheil neu und prächtig aufgebauet ist, und dieser wird von einem reichen jungen Menschen bewohnt.

Erster Auftritt.

Joseph, Charlotte.

Charlotte liegt angekleidet auf dem Bette in diesem kleinen Gemache; man sieht nur die Füße von ihr.

Die Scene wird von einer Lampe erleuchtet, welche zu erlöschen scheinet. Joseph arbeitet auf seinem Stule, und zieht von Zeit zu Zeit den Dacht der Lampe hervor. Er steht auf, geht auf den Zeen, um zu sehen, ob Charlotte schläft. Er nimmt bey dem Anblicke ihrer Ruhe eine vergnügte Mine an. Zu gleicher Zeit hört er von Ferne ein lautes Lachen. Dies ist der Lärm einer rauschenden Lustbarkeit, welche von Musik begleitet wird. Dieses Geräusch beunruhigt ihn; er befürchtet, seine Schwester möchte aufwachen. Er schlägt die Augen zum Himmel, und seine Gebärden kommen mit seiner gegenwärtigen Lage überein. Er stampfet leise mit dem Fuße, und bläset in die Hände, um sie zu erwärmen.

Joseph.

Joseph.

Es schlägt viere! — Dem Himmel sey gedankt, dies liebe Kind, sie schläft — Arme Charlotte! daß du meine Schwester bist, ist das einzige und wahre Glück, so ich in diesem Leben habe. — Schön, ich habe doch ein ziemliches Stück an ihrer Arbeit gemacht, und meine geht zu Ende. (Man hört noch eben das heftige Lachen.) Was für ein Geräusch! Die Stimme der Schwelgerey erschallet in der Nacht und stört den Armen in seiner Ruhe; Und dennoch beklagen sie sich, wenn sie am hellen Mittage von unsrer Arbeit aufgeweckt werden. — Wie sind wir doch so herunter gesetzt! — Aber was dürfen wir uns beklagen? Du, o mein Vater! Du leidest am meisten, der du jederzeit so gütig, so wohlthätig warest. — Ach! — (Er macht schmerzhafte Gebärden.) Aber ich will lieber in Kummer und Dürftigkeit dein Sohn seyn, als so, wie diese begüterten Menschen leben, deren ganze Aufführung mich aufbringt. — Mein Vater, so arm

er war, hat jederzeit seines Gleichen unter die Arme gegriffen, und ich habe Reiche gesehen. — Doch gut, Gott sieht uns, und mein Gewissen ist ruhig. (Er geht zu einem irdenen Krug mit Wasser, trinkt, und setzt sich wieder an seine Arbeit.) Ich habe nur zweene Arme, Tag und Nacht bewege ich sie, und das ohne Murren. Muthig ertrage ich mein Schicksal; Aber diese unglückliche Arbeit wird schlecht bezahlt. (nachdrücklich und schmerzhaft) Nein, sie wird nicht bezahlt. Die Ungewißheit schlägt mich nieder; Wer weis, ob ich sie für den niedrigen Preiß, zu welchem man den mühsamen Schweiß der Arbeiter heruntergesetzt hat, verkaufen werde! Dieser Kaufmann hat mir versprochen, aber wie hart ist dieser Kaufmann! Von Gütern ist er gemästet, und noch plündert er mich. — Es scheint kälter zu werden. — Grausamer Winter! Du verbindest dich mit den harten Herzen, welche über uns herfallen, und uns völlig zu Grunde richten. — Mein Gott! wie strenge ist diese Jahrszeit! Die Erde ist mit alten Wäldern be-

deckt,

deckt, und ich habe nicht ein Reisbund. Vor allen Dingen muß ich Brod haben, und dieses Brod ist so theuer. — Um seinen Goldklumpen zu vergrößern, hat der Reiche das Geheimniß erfunden, uns auszuhungern. (Er horcht.) Ich höre sie, vermuthlich; der Lärm auf der Gasse wird sie aufgeweckt haben. —

Charlotte.

(Sie springt aus dem Bette, kömmt halb im Schlafe, sieht seine Arbeit an, und mit einem etwas bösen Tone.)

Ist es erlaubt, lieber Bruder. — Du hast mich schlafen lassen. Der Tag fängt schon an zu grauen, und ich habe zu lange gelegen.

Joseph. Nein, nein, liebe Schwester. — Du wirst dir endlich eine Krankheit zuziehen. Ich habe dir ja nur zwo Stunden zu deiner Ruhe abgenöthigt, und du willst schon —

Charlotte. Und du — Sehet doch die kleine Unart! Hat er nicht die ganze Nacht hindurch gearbeitet, und kann ich nicht eben so gut —

Joseph, (unterbricht sie.)

Richte dich nicht nach mir, Charlotte. — Du bist ein Mädchen, und brauchst mehr Ruhe als ich. — Eh! Ich habe Muth und Kräfte; (Er nimmt ihre beyden Hände.) Ey, wie kalt ist sie! Armes Kind! — (Er wärmt ihre Hand mit seinem Athem.)

Charlotte. Joseph! — Als wir noch auf dem Lande waren, und öfters im Schnee miteinander spielten, fror es nicht heftiger? und doch beklagten wir uns nicht. —

Joseph, (traurig.)

An was für eine Zeit erinnerst du mich? — Glückliche Zeit! da war mein Vater nicht zu Grunde gerichtet; noch nicht im Gefängnisse. Ohne in die grausame Zukunft zu sehen, trotzten wir, bey unserm flüchtigen Spiele der strengen Jahreszeit; Aber hier, hier werden wir von allen Bedürfnissen des Lebens gefoltert; hier beweinen wir das Schicksal eines Greises; hier sind wir zwischen gefrornen Mauern einge-

eingesperrt. — Zwar sind wir darinn beysammen. —

Charlotte, (zärtlich.)

Gut also! so klage nicht mehr. Ich höre dich nicht gern seufzen. Wozu dienen die Thränen? Die Vorsehung will es also. Sie ordnet alles. Sie hat ohne Zweifel ihre Absichten. Du wirst es dereinst sehen, daß wir nicht so übel daran sind. Unterdessen wollen wir arbeiten, und das immer mit eben dem Muthe. (Sie geht an ihre Arbeit.) Eh! aber das steht mir nicht an, nein; ich sage es dir in allem Ernst, lieber Bruder. Jeder sein Tagewerk; verstehst du? — Hast du nicht an deinem genug? Es möchte sonst so aussehen, als könnte ich nichts thun. — Das hast du mir schon zu oft — (empfindlich) Du machst mich böse, ich habe es dir schon gesagt. —

Joseph, (gerührt.)

Liebe Charlotte, ich mache dich böse! ich? schelte mich nicht.

Charlotte. Dich schelten, ich! das nur nicht; Aber du thust es nicht mehr, nicht? — Jeder sein eignes Werk.

Joseph, (niedergeschlagen.)

Nu gut, ja. — Aber siehe nur, wie viel noch daran zu machen übrig ist. Ich will, was ich diese Nacht gearbeitet habe, zu dem bewußten Kaufmann tragen. Er geht früh aus, und deswegen will ich ihm zuvorkommen, damit ich ihn nicht verfehle. —

Charlotte. Es ist noch frühe genung. —

Joseph. Ich lasse dich immer ungern allein. — Du machst dir allerley Betrachtungen, die du mir hernach am ersten vorwirfst.

Charlotte. Geh, mein lieber Freund, geh geschwind, damit du desto eher wiederkömmst; wir wollen hernach unsern Vater besuchen, wir wollen zusammengehen.

Joseph. Ich zittre, wenn mir der Kaufmann nicht gleich baar bezahlet. Ach! das ist unsre ganze Hoffnung. Sollte sie uns fehl schlagen! Von dem Wenigen,

was

was wir gestern hatten, bleibt uns nichts übrig. Wovon sollen wir heute leben? Wovon sollen wir unserm Vater die erwartete Hülfe, und die er nur allein von uns empfängt, geben?

Charlotte. Fange diesen Tag nicht mit Verzweiflung an. Hat es nicht schon lange Zeit von Tag zu Tag das Ansehen gehabt, als ob wir vor Hunger sterben müßten, und dennoch siehst du es; wir haben viel ausgestanden, vermittelst unsrer Arbeit aber allemal unsern Unterhalt gefunden. Noch gestern, — hast du es vergessen? — warst du trostlos; du liefst allenthalben herum, ohne deine Waare anzubringen. Wohlan, gegen Abend stößt dir ein Reisender auf, und bezahlt sie dir. Wie freudig kamst du zurück? Hundertmal sagtest du, dem Himmel haben wir diese glückliche Hülfe zu verdanken. Sollte dieser Himmel, den wir anrufen, nicht mehr über uns wachen, wenn uns alle Menschen verlassen? Nein, mitten in unserm Elende haben wir vergnügte Augenblicke erlebt. Mein Vater? — Vor Freude weinte ich, wenn

ich

ich ihn essen sah, und er, mein Bruder, wie er seine Kinder ansah! wie er uns segnete! Ach! waren wir damals nicht alle drey vergnügt?

Joseph. Ja, Charlotte, ja, wir waren es; Ich erinnere mich dieser Augenblicke. Ich fordre von dem Himmel keine andre Gnade. — In dem Winkel des Gefängnisses, auf dem Stroh sitzend; ja wir weinten alle drey vor Zärtlichkeit. — Nur die Unglücklichen wissen sich zu lieben.

Charlotte. Wer hinderts denn, daß wir uns jeden Tag so beysammen einfinden. Das ist ein Gut, welches uns die Armuth nicht rauben kann. Führe dir die Reden unsers guten Vaters zu Gemüthe. Du hast ihn mitten in seinem Unglücke lächeln sehen. Er will nicht, daß man sich in Klagen vertiefe. Seine Seele kennt Heiterkeit und Hoffnung. Ich, für mein Theil, so oft er redet, ich denke, alles was er sagt. Die Vernunft redet aus seinem Munde. Ich höre ihm mit so viel Vergnügen zu, daß ich ihn keinen Augenblick verlassen würde, wenn es nicht der drin-

gendent

genden Arbeit wegen geschehen müßte. Auch fühle ich bey mir einen doppelten Muth, wenn ich bedenke, daß er an den Früchten unsrer Arbeit Theil nimmt.

Joseph. Geh, du bist ein Engel, ein tröstender Engel, den der Himmel geschickt hat, um sein Schicksal zu mildern, und es ihm aus dem Gedächtniß zu bringen. Dich besonders liebt er, er muß es — er muß es; ich habe nicht deine Tugenden.

Charlotte. Du kennst dich nicht. Geh, ich bin eben so stolz darauf, deine Schwester, als seine Tochter zu seyn. Hätte ich die Wahl, so würde ich Gott weder um einen andern Vater, noch um einen andern Bruder bitten.

Joseph. Wie gern höre ich dich!

Charlotte. Wünschtest du wohl, um aller Schätze der Welt, aus einem andern Blute entsprossen zu seyn?

Joseph. Ich? Ehe sterben, als mir einen solchen Wunsch einkommen lassen. — Ach, Charlotte, liebe Charlotte! —

Charlotte. Was willst du?

Joseph. Ich werde dich betrüben.

Charlotte. Sage heraus.

Joseph. Ach!

Charlotte. Wozu das Seufzen?

Joseph. Wir werden uns doch einmal verlassen müssen.

Charlotte. Uns verlassen! Und warum? — Lieber Bruder! — Ich werde dich nicht überleben.

Joseph. Ich weis zu wohl, was ich sage. — Ich rede nicht vom Tode. Er wird zweene Schläge mit einemmal thun; ich weis es. — Aber denke ein wenig nach, und du wirst errathen —

Charlotte. Sage mirs; ich verstehe dich nicht.

Joseph. Wenn du nicht hinter meine Gedanken kämst, desto besser, liebe Schwester, desto besser. — Ich werde nichts mehr davon erwähnen. — Lebe wohl.

Charlotte. Nein, du hast mich unruhig gemacht, rede heraus; warum uns verlassen?

Joseph, (seufzend.)

Ach! Liebe Schwester— Die Heyrath.—

Charlotte. Ich verstehe dich, Joseph; gar zu empfindsamer Bruder! Geh, du irrest dich. Wir werden uns nicht trennen. Wenn du heyrathen wirst, ist deine Frau meine Schwester, und wir werden beysammen leben. Ich werde sie lieben, ich werde sie lieben.

Joseph. Ich rede nicht von mir —

Charlotte. Du weist, wie oft es unser Vater gesagt hat, daß er dir, so bald er aus dem Gefängniß käme, einen Mann geben wollte; daß er einen ausersehen hätte, so wie er sich für dich schickte.

Charlotte, (lächelnd.)

Und merkst du denn nicht, daß ihm diese Sprache bloß zu seiner Aufmunterung in der Traurigkeit diene? Der gute Greis will unsern und seinen Schmerz täuschen.— Joseph, du kennst mich; ich bin aufrichtig; ich werde mich niemals zum Heyrathen entschlüßen können. Ich weis nicht, aber ich liebe keinen Mann. Die von unserm

Stande gefallen mir nicht; Nicht etwa wegen der Armuth; ihre Sitten stehen mir nicht an. Die über mir sind, schicken sich noch weniger für mich. Ich muß es dir gestehen; Ich kenne sonst niemanden als dich, dessen Charakter mich glücklich machen könnte. — Was bedarf ich bey einem solchen Bruder, eines Mannes? — Ganz anders aber ist es mit dir, Joseph, du hast ein fühlendes Herz, und könntest die Liebe kennen.

Joseph, (freudig.)

Wird denn meine Charlotte auch beständig so denken?

Charlotte. Oh! beständig so; Nur bey dir werde ich glücklich seyn.

Joseph, (reicht ihr die Hand.)

Wohlan, liebe Schwester, gieb mir die Hand darauf. — Wir leben bey einander, es komme, wie es wolle. Bleibe du unverheyrathet, ich auch. Unser Schicksal legt uns ohnedem die Pflicht des ehelosen Standes auf. Meine Schwester hat kein Vermögen, und würde also schwerlich einen Mann finden, der ihrer würdig wäre.

Heut

Heut zu Tage mißt man alles nach dem Gelde ab; die übrigen Eigenschaften bedeuten nichts; deine Vorzüge sieht man nicht, ich allein kenne sie, ich allein.— Gäbe ich dir eine Schwester, so würde ich dabey verlieren, und sie auch. Denn so gut sie auch immer seyn möchte, würde ich dich doch, ich fühle es, jederzeit vorzüglich lieben.

Charlotte. Dies Geständniß rührt mich über alles. Oft habe ich besorgt, es möchte dich ein Mädchen, welches vielleicht Zwistigkeit unter uns erregen könnte, fesseln.— Ach, dann stürbe ich vor Gram!

Joseph. Kein böser Geist ist im Stande, unsre Herzen zu trennen; nein, keiner; aber aufrichtig zu gestehen, es ist mir deinetwegen, wiewohl eben so ungegründet, auch bange gewesen.— Wenn man herzlich liebt, befürchtet man alles.— Die Stunde heißt mich gehen. Wir wollen davon bald weiter in Gegenwart unsers Vaters sprechen.

Charlotte. Fliege, um die Zeit deiner Abwesenheit zu verkürzen.

Joseph, (umarmt sie.)

Gut, ich gehe; Aber es kömmt mir immer so sauer an, dich zu verlassen.

(Er geht, mit einem Stücke von seinem Gewebe unter seinem Rocke, welcher eine Art eines abgetragenen Roquelaurs seyn muß.)

Zweyter Auftritt.

Charlotte, (bey ihrer Arbeit.)

Wie glücklich befinde ich mich bey ihm! Seit meiner zarten Jugend ist er mein Beschützer, mein Freund, mein Führer, mein Tröster gewesen. Ich beneide euch nicht, ihr Reichen dieser Welt; eure Kinder leben beständig in Uneinigkeit. Sie ziehen die Geldsäcke dem Frieden, der Vertraulichkeit, der brüderlichen Freundschaft vor. Niemals zufrieden, immer begierig. — Mögen sie doch Schätze haben, ich habe Josephen. — Wenn er zu mir sagt, meine liebe Schwester, arme Charlotte! Wie reizend, wie rührend ist der Ton seiner Stimme; Die Thaler aber sprechen nicht. Ach, Joseph! da du dich entschlossen hast, mit

mir zu leben, so achte ich mich reich; und wäre mein Vater los, so wären, glaube ich, alle meine Wünsche in dieser Welt befriedigt. Leider! wie wenig würde seine Befreyung kosten, aber auch dieses Wenige fehlt uns, und keiner von den Begüterten wendet jemals sein Geld zur Unterstützung eines tugendhaften und gefangenen Mannes an. — Freundschaft! — sanfte Freundschaft! daure so lange, als wir leben. O lieber Bruder! dieses Herz gehört dir auf immer. — Ach! wenn ich doch allein nur litte. — Diesen Morgen, ich weis selbst nicht, warum, arbeite ich mit mehrerer Standhaftigkeit, und ich empfinde nicht so sehr die Strenge der Kälte.

(Man hört häufig Adieu schreyen, als von Leuten, welche rauschend und ungestüm auseinander gehen, die Thüren zuschließen, und sich noch auf den Treppen einander zurufen. Mit einem Worte, wie es zuletzt bey dem Bacchusfeste zugeht.)

Endlich ist ihre Lustbarkeit, oder vielmehr ihr Geschwärme aus. Es fängt an Tag zu werden, — Sind das Vergnü-

gungen? Man hört es an dem ungezogenen Geschrey, daß es ein ungestümer Lärm ist, und das ist auch alles. — Unterdessen möchte ich weinen, wenn ich bedenke, daß mein Vater, und viele andre Unglückliche mit ihm, von der Hälfte, was diese Nachtschwärmer bey Tische oder beym Spiele durchgebracht haben, aus ihrem Gefängnisse, worinn sie seufzen, könnten befreyet werden.

Dritter Auftritt.

Charlotte, Herr Dünoir, Felix, (muß so aussehen, als wenn er die Nacht geschwärmt hat.)

(Herr Dünoir klopft an die Thüre.)

Charlotte. Wer ist da?

Herr Dünoir, (klopft stärker an.) Aufgemacht, aufgemacht.

Charlotte. Es ist die Stimme unsers Hausherrn. — Sind Sie es, Herr Dünoir?

Herr Dünoir, (schlägt noch heftiger an.) Nu ja, ja, macht doch auf.

Char-

Charlotte, (macht auf.)

Ihre gehorsame Dienerinn, mein Herr.

Herr Dünoir, (geht gravitätisch hinein, und Herr Felix folgt ihm.)

Zum Henker, ihr laßt mich lange warten. Was brauchen sich solche Leute, wie ihr seyd, zu verschlüßen? — Befürchtet ihr etwa, daß man euch rauben werde? —

(Charlotte geht furchtsam zurück, setzt sich mit niedergeschlagenen Augen in einen Winkel an ihre Arbeit.)

Felix. Dies ist das Zimmer?

Herr Dünoir. Ja! — Ist es nicht —?

Felix, (etwas verächtlich.)

Dies hier?

Herr Dünoir. Dies ist wahrhaftig alles, was mir, nebst dem, so ich Ihnen gezeigt habe, im Hause übrig ist. Nachdem ich Ihnen den ganzen neuen Theil vermiethet habe, schränken Sie mich auch noch in dem alten ein. Ich habe in der That für mich nur so viel Platz, als ich nothwendig brauche. Und ich muß Ihnen gestehen, daß sich Herr von Lys, seitdem Sie bey

ihm sind, in meinem Hause recht sehr ausbreitet.

Felix, (schlägt ihn auf die Achseln.) Mein lieber Freund, dies kann uns zu nichts nutzen, hören Sie, zu gar nichts.— Mit Ihrer alten Schreibestube habe ich mein Wirthschaftszimmer vergrößert; das ist ein lustiger Contrast; nicht andem? Aus der Schreibestube eines Procurators, eine Speisekammer zu machen!— Wird mir das Glück bringen, Herr Dünoir?

Herr Dünoir, (ein wenig lächelnd.) Ich wünsche, daß Sie sich darinn so gut befinden mögen, wie ich.

Felix. Das heißt auf fremde Kosten.

Herr Dünoir. Ach, Herr Felix, Sie haben mir nichts vorzuwerfen, ich glaube —

Felix. Nur nicht so zurückhaltend, das ist schon außer der Mode; wir leben in der jetzigen Welt. Sie haben in Ihrem Leben so viel Stempelbogen nicht umsonst verschmiert; wie hätten Sie denn zu einem so großen Vermögen kommen können?

Herr Dünoir. Zu großem Vermögen! Nicht so groß, nicht so groß; ich schwöre Ihnen. — Wenn man aber in allen Ständen eines jeden sein Vermögen vom Kleinen bis zum Großen genau untersuchen sollte, so möchte man damit nicht zu Ende kommen. Das Beste ist, thun, und davon nicht reden. — Sie können also dies Zimmer nicht brauchen?

Felix, (etwas großsprechend.)

Nein, ich hätte wenigstens gern einen leidlichen Winkel für diese beyden weißen Windspiele gehabt, die meinem Herrn sind geschenkt worden. Dies hier aber ist alles gar zu schlecht, als daß ich dahin zweene Hunde von der beßten Gattung bringen dürfte. Herr von Lys würde böse werden, wenn er sie hier sähe. — Ich merke, daß einem der Wind von allen Seiten anwehet.

Herr Dünoir, (leise.)

Aber hören Sie doch, man kann ja der Hunde wegen eine kleine Ausbesserung vornehmen. Sie können ja leicht schließen, daß man die halbeingeschlagenen Fenster nicht

nicht so lassen werde; Man wird gute Scheiben hineinsetzen, die Ritzen der Thüren verstopfen lassen; das soll hier alles ein ganz andres Ansehen bekommen.

Felix. Und warum haben Sie es denn nicht schon gemacht?

Herr Dünoir, (leise.)

Können Sie verlangen, daß ich einen Heller hätte daran wenden sollen? Dies ist jederzeit wohlfeil an solches Gesindel vermiethet gewesen, welches man mit jedem Termine anhalten muß, entweder zu bezahlen, oder es herauszuwerfen.

Felix. Sagten Sie mir nicht, es wohnte hier ein Weber?

Herr Dünoir. Ja, es mag so was seyn; Ein solcher Handwerker. — Er soll mir sogleich den Fleck hier räumen. Und wenn Sie dies für Ihre Windspiele zu schlecht halten, will ich Ihnen das Zimmer meiner Schreiber abtreten, und sie weiter oben hinaufziehen lassen.

Felix. Wie! noch höher hinauf? Sie scherzen; sie werden doch wohl nicht auf dem Dache wohnen sollen?

Herr

Herr Dünoir. Nu ja, die sind noch wohl zu beklagen. Ich habe was anders ausstehen müssen. — Oder noch besser; sie sollen hier herunterziehen.

Felix, (sieht immer Charlotten an.) Aber diese Kleine sieht recht frisch aus; sie scheint jung und artig zu seyn.

Herr Dünoir. Und herzlich arm. — Es ist das Elend im Leben selbst.

Felix. Man merkt es wohl; Bey dem ersten Anblicke aber dürfte man das eben nicht sagen, besonders, da sie so reinlich aussieht. Dieses Elend gefiel mir schon. — Gehört sie jemandem an?

Herr Dünoir. Dieser Weber nennt sie seine Schwester. — Vielleicht ein falscher Name; daran ist mir aber wenig gelegen, wenn sie mir nur bezahlten. —

Felix. Jemehr ich sie ansehe, je einnehmender wird sie mir.

Herr Dünoir. Gute Seele. — Man hat heut zu Tage im Fall der Noth solche Mädchen wie diese ist, die Menge; Es begegnet einem fast nichts anders.

Felix, (rühmend.)

Da haben Sie recht. — Bey meiner Treue, ich bin es überdrüßig, dergleichen mehr aufzunehmen. Sie haben das kleine Gesichtchen gesehen; Was für einen Streich spielte sie nicht unserm Herrn! Die listige Katze! Wir zogen sie aus den elendesten Umständen heraus; Da sollte man ferner jemanden einen Gefallen thun?

Herr Dünoir. Ich, für mein Theil, bin niemals so einfältig gewesen; in meinem Leben nicht. Ich habe mein Herz jederzeit verschlossen, um keinen Undankbaren zu machen.

Felix, (lacht.)

Vortreffliches Recept! — Ich muß doch näher gehen und mit ihr reden. (Er geht zu Charlotten.) Hübsches Kind, rede sie doch ein wenig; Richte sie doch das artige Gesichtchen in die Höhe; wie fleißig ist sie! — Ist denn ihre Arbeit so dringend?

Charlotte, (bescheiden.)

Ja, mein Herr, bey unsrer Arbeit sind alle Augenblicke gezählt. Man darf keinen

nen verlieren, wenn man sonst leben will.

Felix. Es muß sie aber sehr frieren. — Wie denn so ohne Feuer?

Herr Dünoir. O! das bedinge ich mir am ersten aus. Solche Leute müssen mir kein Feuer anmachen. Mit ihrer heissen Asche; ich zittre immer für mein Haus.

Felix. Und sie erfrieren nicht?

Herr Dünoir. Ey doch! Die Gewohnheit. —

Felix. Bey meiner Treue, Ihr gehorsamer Diener. Ich komme nur herein, und bin schon erstarrt. — Kind, sie kann sich ja in unserer Küchenstube wärmen; Wir wollen uns näher kennen lernen, und nachdem die Umstände sind, wer weis, vielleicht werde ich etwas für sie thun, — wie ich es für viele andre gethan habe.

Herr Dünoir, (nachdrücklich.)
Weis sie wohl, daß, wenn sie dieser Herr einer Aufmerksamkeit würdigt, ihr Glück gemacht seyn würde, und daß —

Felix. O! ich lasse mich nicht ein; vielleicht, vielleicht; Sie ist wirklich artig, recht

recht artig, aber nicht sehr gesprächig. Schlägt sie immer die Augen vor sich nieder? Ist sie in der That, was sie zu seyn scheint?

Herr Dünoir. Ich weis weiter nichts, als daß sie vom Lande, und weit von hier ist.

Felix. Vom Lande? Um so besser. Wo wird sie aber wohnen, wenn sie hier ausziehen soll? Machen Sie doch, daß sie ein wenig plaudere, denn mich friert hier; (lauter) Komme sie in unser Küchenzimmer, es ist da warm, da können wir recht gemächlich mit einander schwatzen.

Herr Dünoir. Hört sie, der Herr ist so gütig, und erlaubt ihr, sich in seiner Stube zu wärmen?

Charlotte. Ohne meinen Bruder verlasse ich dieses Zimmer nicht, und ich kann von meiner Arbeit nicht eher weggehen, bis er wieder kömmt. Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Herr.

Herr Dünoir. Die kleine Närrinn! Sie will gebeten seyn, ich glaube gar. (Besonders zu Felix.) Lassen Sie, lassen Sie

doch.

doch. Sie sind zu gut, glauben Sie mir; Sie wird noch von selbst kommen, und sich recht glücklich schätzen; trauen Sie meiner Erfahrung. (Laut zu Charlotten.) Sage sie ihrem Bruder, daß er mich heute bezahle und sich nach einem andern Loche umsehe, woferu ihm mein Gerichtsdiener nicht sein ganzes Geräthe wegnehmen soll. — Kein Quartier weiter.

Charlotte, (steht von ihrer Arbeit auf und geht bittend zu ihm.)

Lieber Herr, lieber Herr Dünoir, noch eine kleine Frist, ich bitte Sie, eine kleine Frist; Sie werden nichts dabey verlieren.

Herr Dünoir. Ich bin taub, ich bin taub. — Wenn ich Vermögen- Steuer- Schoß- Feuercassen- und Nachtwächtergeld, Servis, Ausbesserungen am Hause u. d. gl. mit bloßen Worten bezahlen könnte, das wäre dann so eine Sache; aber alle Geheimnisse meiner Kunst sind nicht hinreichend diesen verdammten Kosten auszuweichen. (Er will weggehen.)

Charlotte. Lieber Herr! Nur ein Wort, ein einziges Wort, ich bitte Sie, hören Sie mich an!

Felix. Ach! Nur ein Wort; das müssen wir schon hören.

Charlotte, (an Herrn Dünoir.)

Dürfte ich mit Ihnen allein reden?

Herr Dünoir. Mit mir allein! und was denn?

Felix. Sie müssen sie hören, Herr Dünoir; Sie werden mich in meiner Stube wieder finden — ich will mich da wärmen.

Vierter Auftritt.

Herr Dünoir. Charlotte.

Herr Dünoir. Kömmt sie mir mit ihren Klageliedern, so gehe ich gleich weg, auf der Stelle. Nu geschwinde, kurz, ich habe mehr zu thun, als hier die Zeit zu verschwenden. — Was giebts, rede sie geschwind heraus, heraus.

Charlotte. Ach, lieber Herr! Sie machen mich ganz verzagt. — Mein

Gott! — Ich weis nicht, wie ich mit Ihnen sprechen soll.

Herr Dünoir, (hart.)

Ey zum! — was wirds denn?

Charlotte. Sind Sie denn unerbittlich! in der stärksten Kälte! Sie wissen unsre Umstände, und die klägliche Lage unsers Vaters.

Herr Dünoir, (weggehend.)

Ha! weiter nichts? — Adieu, Adieu!

Charlotte, (hält ihn beym Rocke, und wirft sich zu seinen Füßen.)

Nein, lieber Herr, nein, Sie werden nicht gehen, Sie werden mich hören, meine Thränen sehen. — Bey allem, was Ihnen lieb ist, lassen Sie uns hier die große Kälte über; wir müssen sonst umkommen; Und wenn Sie ja dieses Zimmer nothwendig brauchen, so verschaffen Sie uns eine andre Zuflucht. Ich werde Sie als meinen Erretter ansehen, ich werde Sie segnen, so lange ich lebe. Ach! ach! lieber Herr, eröffnen Sie doch Ihr Herz dem Mitleiden; helfen Sie uns, haben Sie Barmherzigkeit für uns. (Dies muß die Schau-

spielerinn mit einem rührenden, schmerzhaften und heftigen Tone, und mit aller Stärke eines Herzens, welches um Gnade bittet, hervorbringen.)

Herr Dünoir, (erschrocken, beynahe gerührt oder vielmehr stutzig.)

Ruhig, nur ruhig! schreye sie nur nicht so — stehe sie auf, stehe sie auf, wir werden sehen, ja, ich — (für sich.) Sie erweicht mich, ich glaube; ich muß mich davon machen. (Er springt nach der Thüre und entrinnt.)

Fünfter Auftritt.

Charlotte. Mein Gott! wird er sich haben bewegen lassen. — Was wird daraus werden? — Nähme er uns diese Werkzeuge, das Einzige, womit wir uns das Brod verdienen, so müßten wir betteln gehen! Ach, nimmermehr! lieber todt. — Keiner würdigt uns des Anblicks, damit er uns nur nicht helfen darf. — Der da möchte uns vielleicht unter die Arme greifen; aber auf Kosten der Ehre. —

Ach!

Ach! wie abscheulich sind die Leute in meinen Augen, welche bey Herren in Diensten sind; Sie sehen alle eben so lüstern aus, als ihre Herren, und ehe wollte ich das ganze Jahr durch frieren, als mich ihren Oefen nähern. — Armer Joseph, für dich leide ich! — Schon sehe ich deine Verzweiflung, welche um so viel heftiger ist, je mehr du sie wirst unterdrücken wollen. (Sie setzt sich an ihre Arbeit.) Wie bekümmert bin ich! — Keine, keine Hülfe. — Alle Herzen sind verschlossen, verhärtet. — Ach, was für einen Anblick giebt mir diese Welt! — Ich höre ihn; ich will ihn vor der Hand nichts davon sagen. — Ich werde erst, weil es nicht anders seyn kann, diesen traurigen Auftritt von einer so gelinden Seite, als es nur möglich seyn wird, berühren. (Sie trocknet die Augen und nimmt ein heitres Gesicht an.)

Sechster Auftritt.

Joseph, Charlotte.

Joseph, (umarmt seine Schwester.) Wie gehts, liebe Schwester? Du hast recht viel ausstehen müssen, der Nordwind ist noch schneidender geworden. Ich bin gelaufen, während du hier stille gesessen hast.

Charlotte. Ich habe nicht so viel ausgestanden, als du denkst.

Joseph, (ängstlich.)

Aber — Schwester — du hast geweint, liebes Kind, du hast geweint, ich sehe es; du verbirgst mir deinen Kummer.

Charlotte, (nimmt ein heitres Gesicht an.) Nein.

Joseph. Doch — unter dem Lächeln schimmert der Schmerz hervor.

Charlotte. Nicht doch, lieber Bruder. Sage mir, hast du gefunden?

Joseph. Ich habe nur etwas weniges auf Abschlag empfangen, und wir können die Miethe noch nicht bezahlen; (Charlotte schweigt.) Denn für das Wenige, so

ich

ich hatte, habe ich meinem Vater einen Mantel gekauft. (Er zieht den Mantel hervor, und legt ihn ihr auf den Schooß.) Hier ist er, — er ist noch gut. — Aber gieb mir eine Scheere — (mit Anstand) Trenne diese Liverey ab; so was muß man auf dem Leibe eines ehrwürdigen Vaters nimmermehr erblicken. Er hat die Erde angebauet und sie mit seinem Schweiße benetzet; jederzeit aber die niederträchtigen Arbeiten der Knechtschaft verabscheuet. — Leider! Jetzt ist er mehr als ein Bedienter zu beklagen.

Charlotte, (trennt die Liverey ab.) Entferne diese traurigen Betrachtungen.

Joseph. O meine Schwester! Nicht dieses elende Lager, die entblößten Wände, der schlechte Hausrath und die uns anklebende Armuth bohret den Stachel in unsre Seele; Nein; Nur der Stolz des Reichen, sein verächtlicher Blick verletzet empfindliche Herzen.

Charlotte. Wir wollen vergessen, daß es dergleichen Menschen giebt. — Laß

uns alle drey wieder beysammen seyn, troz unsrer Tyrannen, troz der Dürftigkeit. — Jezt denke, denke nur daran, daß wir etwas haben, womit wir unsern anbetungswürdigen Vater erquicken können. — Bedenke, wie er uns bey dem ersten Anblicke entgegen lächeln wird.

Joseph. Es ist wahr, ich habe Unrecht; wir wollen gehen; Gott sey gelobet. — Nimm du den Suppennapf, aus welchem, wie du weißt, er bequemer ißt. Vergiß nicht die kleine Flasche, wir werden sie unterwegs füllen. Endlich denke ich einen Wein ausfindig gemacht zu haben, der nicht verfälscht ist.

Charlotte. Glückliche Entdeckung! So oft ich meinen Vater erquicken und stärken will, befürchte ich, ihn zu vergiften. Man giebt uns den Tod zu trinken; und niemand denkt darauf. — Und der Stockmeister?

Joseph, (seufzend.)

Man wird schon etwas aufopfern müssen, damit er sich erbitten lasse.

Charlotte. Er kömmt mir nicht mehr so hart vor, und meine Bitten scheinen ihn erweicht zu haben.

Joseph. Dein Blick hat ihn also zum Menschen gemacht. — Komm, Schwester, komm. (Joseph faßt die Schwester unter den Arm, nachdem sie vorher einige irdene Gefäße bey sich genommen haben.)

Ende des ersten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Die Bühne stellt ein großes Gemach zum Nachttische vor, welches ein Theil eines reich-ausgeschmückten Zimmers ist. Alles zeigt daselbst Wollust, Gemächlichkeit und den höchsten Geschmack an. Herr von Lys kömmt in einem Schlafrocke von reichem Zeuge herein; Er ist eben aufgestanden, und wirft sich nachläßig auf den ersten Stul. Zweene Bediente hinter ihm bringen einen Spiegel, in welchem er sich selbstgefallend besieht. Man überreicht ihm wohlriechendes Wasser, und was sich sonst auf dem Nachttische befindet. Felix steht ihm zur Seite, und winkt den Bedienten, was sie thun sollen.

Erster Auftritt.

Herr von Lys, Felix, Kammerdiener, Bediente.

Herr von Lys, (gähnet und zieht die Uhr heraus.

Wie! es ist nur erst Mittag? — Dieser Tag kömmt mir zum Sterben

lang vor. Ich merke schon voraus ein schreckliches Kopfwehe. — (Zu einem Bedienten.) Thee. — Was wird aus mir gegen die Opernzeit werden? (zu seinem Kammerdiener.) Immer macht ihr, daß ihr mit meinem Nachttische fertig werdet, als ob ihr einen Gerichtsrath vor euch hättet; das geht mit meinem Anzuge in der Geschwindigkeit weg; Habe ich denn wichtige Sachen vor mir? Merkt euch wohl meine Regel: ohne Langsamkeit wird in keiner Kunst etwas vollkommen. (Zu einem Bedienten.) Den armen Mustapha laßt ihr noch vor Hunger umkommen; und doch thut er recht freundlich mit euch; versehet ihn mit Zucker-Bisamkuchen. (Zu einem andern.) Laufe zu meinem Sattler, er soll machen, daß mein Froschsattel, mein einsitziger Wagen und die übrigen Sachen fertig werden. (zu Felix.) Und will es denn mit meinem Kutscher, der auf italiänisch fährt, nicht besser werden?

Felix. Er hat noch immer ein heftiges Fieber.

Herr

Herr von Lys, (zu einem Bedienten.) Ueberbringt der Gräfinn die Maschen und die Streifen, so ich gemacht habe; sie wird daran ihren Lehrling erkennen. (Die Bedienten gehen weg.) (Er reibt sich die Zähne, und besieht sich im Spiegel.) Und nun, Sie sagen, daß das kleine Mädchen, eben dieselbe, von welcher ich mit Ihnen zu reden die Ehre hatte, meine liebe Nachbarinn ist?

Felix. Nichts gewisser, gnädiger Herr. Ich bin dem Gesichte schon einmal begegnet, ohne sonderlich darauf zu merken; Heute aber habe ich sie in ihrem Lager, mit allen Umständen, die ich Ihnen eben erzählt habe, gesehen.

Herr von Lys. Der Zufall ist besonders! Schon seit etlichen Tagen schiele ich nach ihr, ohne daß sie es gewahr wird. Sie sieht frisch und annehmlich aus; nur ein wenig mehr Farbe sollte sie haben. — Aeußerst arm, sagst du, soll sie seyn?

Felix. Oh! arm bis zum Verhungern. —

Herr von Lys. Und bereit, sich für ein Stück Brod zu ergeben?

Felix. Das nun nicht, gnädiger Herr. — Ich habe sie stolz, recht stolz gefunden; sie ist erst seit Kurzem hier angekommen.— Sie besitzt eine Landtugend, und ihr bloßes Ansehen spricht mehr davon als der romanhafte Ton aller unsrer Spröden.

Herr von Lys. Solche Tugend bezaubert mich schon; denn alle die Mädchen, so ich gehabt habe, sind mir zum Ekel geworden. Sie haben mir was Unglaubliches gekostet, du weißt es; demohngeachtet haben sie ausgeschweift, mich hintergangen, und was das ärgste ist, ich bin ihrer überdrüßig geworden. Ich habe bereits einen Eid gethan, keine mehr zu halten; Aber bey meiner Treue, diese will ich schaffen, sie zur Welt bringen; vielleicht werde ich eine neue und erkenntliche Seele antreffen. Ich weis selbst nicht, was mir an ihrem Wuchs und Anstande gefällt. — Sie ist artig genug, um mir Ehre zu machen, ich vermuthe es wenigstens. Gieb mir einen Wink, wenn sie mir was aufsetzen

tzen sollte. — Das würde lächerlich seyn. —

Felix. Wenn ich es, gnädiger Herr, sagen darf, ich finde an Ihnen Beyden etwas ähnliches.

Herr von Lys, (lacht gefällig.)

Schmeichelst du ihr oder mir?

Felix, (schmeichelhaft.)

Gnädiger Herr, jedermann weis, daß Sie eine Gestalt —

Herr von Lys, (sich zierend.)

Ich sehe nicht übel, ich sehe nicht übel aus; Glaubst du aber, daß ich bey dem ersten Blicke ihren Sinn umändern werde? Kann ich mich schmeicheln, daß ich ihr junges Herz mit Sturm einnehmen werde! Ich habe gern schleunige Siege. Was meynest du endlich, sollte ich bald fertig werden mit der Eroberung dieser stolzen und strengen — Wie nennst du sie?

Felix. Charlotte.

Herr von Lys. Man muß ihr einen anständigern Namen geben. — (Er lacht.) Es ist besonders, daß die Schönheit da ihre Wohnung nimmt, während sie unsre

Frauen

Frauen vom Stande verläßt. — Uebrigens, es ist schon gut so — es ist schon gut so. —

Felix. Hätte ich vermuthet, daß Sie darauf fallen würden, es sollte schon weiter damit gekommen seyn.

Herr von Lys. Ich habe sie nur erst seit gestern recht bemerkt. — Ihrer blassen Farbe ungeachtet, sieht man doch, daß ihre Stirn dazu recht gebildet ist, um mit den Rosen der Wollust verschönert zu werden. —

Felix. Ich schätze mich glücklich, daß mich die Gelegenheit zu ihr geführet hat; sie ist zu rechter Zeit gekommen. Was mich unruhig macht, ist ihr Bruder.

Herr von Lys. Ist es denn ihr Bruder?

Felix. Außer allem Zweifel. —

Herr von Lys. Nun denn, dieser Bruder ——

Felix. Ich besorge, er möchte einer von den empfindsamen Armen seyn, welche vor Hunger sterben, ehe sie ihre Ehre vergeben.

Herr

Herr von Lys. Die Ehre in der Dürftigkeit! (Er lächelt bitter.) Ich habe mehr als einmal die Wirkung eines Beutels mit Louisd'or gesehen. Er beschleunigt die Zeit; er übersteigt die Schwierigkeiten. Die rauheste Sittenlehre schweigt vor der Stimme des Goldes. Dies ist das beste Opium, wenn man die vollkommenste Tugend wollüstig einschläfern will. Ich mache sogleich den Anfang mit einer guten Dosis, um Kopf und Herz zugleich zu betäuben. Nichts ist mächtiger, als diese erste Lockspeise, und ich habe bemerkt, daß die Hoffnung in der Folge mehr thut, als die Freygebigkeit selbst. —— Hast du es gesagt, daß sie herbestellt wird? ——

Felix. Ihren Befehlen zu Folge lauert man auf den Augenblick, wenn sie beyde zurückkommen werden.

Herr von Lys, (lächerlich.)

Ich bin recht begierig, mit meinem künftigen Herrn Bruder Bekanntschaft zu machen.

Felix. Im Grunde ist es ein großer Vortheil für ihn.

Herr

Herr von Lys. Das wäre ein Spaß, wenn sie ihre traurigen Vorurtheile mit ihrem Elende behielten: Das kann nicht seyn; Man hat vom Gegentheile zu viel Beyspiele; gar zu viele. Was habe ich zum Abendessen?

Felix. Hier ist, gnädiger Herr, der Aufsatz. (Er überreicht ihm einen großen Bogen Papier.)

Herr von Lys, (übersieht den Bogen.) Zehen Couverts und fünf Trachten, jede zu sieben Schüsseln. — Gut — das habe ich gern. — Eine gekappte Henne! — vortrefflich! — Eine Croquante au Temple de Venus — köstlich! Keinen Wein, wir trinken Wasser und feine Liqueurs. — Ihr werdet euch doch erinnern, daß wir morgen auf die Jagd gehen?

Felix. Ja, gnädiger Herr, ich habe alles in Bereitschaft; Ihre Jägertasche, die Flinte mit zween Läuften. — Man wird ihn anmelden, ich glaube.

Herr von Lys. Siehe doch.

Ein Bedienter. Dies ist der Mensch, den Sie herbestellt haben, mein Herr.

Felix. Er ist hier.

Zweyter Auftritt.

Herr von Lys, Joseph, Felix.

Herr von Lys, (hängt über dem Stule, dreht den Kopf auf die Seite mit einer halb stolzen und halb lachenden Mine; er ißt einige Bonbons aus einer kleinen Schachtel, mit welcher er in den Händen spielt.)

Laß ihn hereinkommen.

Joseph, (zu Felix.)

Man hat mir gesagt, daß —

Felix. Komm er näher, spreche er mit dem gnädigen Herrn.

Joseph, (grüßt.)

Mein Herr —

Herr von Lys. Ja, mein Freund, ich habe dich rufen lassen; man hat mir von dir gesagt; Du bist sehr arm, nicht wahr?

Joseph, (mit einer edlen Einfalt.)
Mein Herr, ich bin Joseph, ein Handwerker, und nicht Ihr Freund; wäre ich es, so könnten wir uns mit einander dutzen. Machen Sie mich also nicht roth; ich bin deswegen arm, weil es zu viel Reiche giebt.

Herr von Lys. Wie denn! Aber du sprichst aus einem Tone—

Joseph. Noch einmal, mein Herr, reden Sie mit mir aus einem andern Tone, oder ich gehe weg. Sie sind nicht der erste, von dem ich es nicht habe leiden können. Und wenn auch mein Glück davon abhienge, so würde ich doch eben den Muth bezeigen. Das ist ein beleidigendes und unbilliges Recht, welches sich die meisten von Ihnen über uns Unglückliche herausnehmen. Kann man denn nicht arm seyn, ohne niedrig behandelt zu werden? (er geht nach der Thüre.)

Felix, (verwundernd.)
Das ist was Neues.

Herr von Lys, (steht auf.) Es ist besonders. Ich will nicht, daß er weggehen soll. (zu Joseph.) Höre er, Herr Joseph, die Galle läuft ihm auch geschwind über. Er weis noch nicht, was ich ihm sagen will. Ein Augenblick, er wird sich dann nicht mehr beklagen.

Joseph. Es ist mir leid, daß ich mit Ihnen so geredet habe; aber meine innerliche Empfindung ist stärker, als ich — Ich weis gar wohl, daß ich fremder Hülfe bedarf.

Herr von Lys. Gut also, meine Absicht ist, ihn ein wenig in bessere Umstände zu versetzen. Ich kann ihm, ohne meinen Schaden, ein bequemeres Leben verschaffen. Was ich sage, geht von Herzen. Hier ist eins auf Abschlag, nehme er es nur an; so was versagt man nicht, nehme ers, es sind funfzig Louisd'or. (Er überreicht ihm einen Beutel.)

Joseph. In was für Erstaunen setzen Sie mich, mein Herr! funfzig Louisd'or! mir! Und was habe ich Ihnen dafür gethan?

than? — Was verlangen Sie von mir? Wie hoch rechnen Sie mir das Geld an?

Herr von Lys. Ich habe einiges Vermögen; und wie er sagt, ist er arm. Ich gebe ihm diesen Beutel, ich gebe es ihm.

Joseph, (stolz.)

Ich habe Ihnen keinen Dienst gethan, daß ich dies Geschenk annehmen könnte. Erlauben Sie, mein Herr, daß ich es Ihnen frey sagen darf, ich fürchte dieses Geschenk. — Ihres Gleichen werfen das Geld nicht umsonst weg.

Herr von Lys. Darinn habe ich mit meines Gleichen nichts Aehnliches. Ich setze in meine Gaben eine bloße Großmuth. Wie kann er sich ein Mißtrauen und eine Weigerung einkommen lassen? Denkt er denn, daß ich niemals Gutes thue? Weil er sich dennoch ein Bedenken macht, so muß ich ihm nur sagen, daß ich dies vermöge eines Gelübdes thue, und welches ich ihm zum Besten erfülle.

Joseph. Sie haben mich, mein Herr, zum Besten —

Herr von Lys. (giebt ihm den Beutel in die Hand.)

Keineswegs, zur Probe nehme er dies mit sich, es ist seine.

Joseph. Es ist meine! (Entzückend.) Großmüthiger Mann! Ich falle zu Ihren Füßen, ich umarme sie. — Ja, ich werde es nehmen. — Ich müßte verstockt seyn, wenn ich es abschlagen wollte. (hebt den Beutel in die Höhe.) Hierinn, hierinn ist die Befreyung eines Vaters, unser Dreyen Glück; Aber ich fürchte, ich habe nicht recht gehört. — Ich weis nicht, ob ich soll — Geben Sie es mir, sagen Sie es, geben Sie es mir?

Herr von Lys, (lacht.)

Ja, ja, ich gebe es ihm, ich gebe es ihm.

Joseph, (drückt den Beutel mit aller Kraft und mit einer Art von Wahnwitz.)

Wohlan! die ganze Welt soll ihn mir nicht entreissen. — Geheiligtes Gold, ich drücke dich an meinen Busen. Du wirst der Natur und der Zärtlichkeit dienen. — Jetzt empfinde ich das erstemal, daß man

dich

dich lieben, dich anbeten kann. (zum Herrn von Lys.) Ich werde wiederkommen, mein gnädiger Herr, ich werde wiederkommen; Sie sollen sehen, wie ich es werde angewendet haben. — Sie werden vor Freude mit uns weinen müssen, und das wird Ihre Belohnung seyn. — Der Himmel überhäufe Sie mit wahren Gütern! Mein Vater! Ach! ich muß laufen, ich fürchte unterwegs zu sterben.

Dritter Auftritt.

Herr von Lys, Felix.

Felix. Ich glaube, er wird darüber närrisch werden.

Herr von Lys. Du siehst die unfehlbare Wirkung meines Recepts. Was gilts, er wird keine stärkere Dosis brauchen!

Felix. Das ist viel für ihn, und sogar eine verschwenderische Summe, wie diese—

Herr von Lys. Ihr Diener, mein Herr Oberaufseher, weil Sie mir das Geld geliehen haben, glauben Sie berechtigt zu seyn, mir Verweise zu geben. — Ver-

schonen Sie mich künftig, ich werde dergleichen nicht mehr hören.

Felix, (vor sich.)

Gut, das wollte ich haben. So höre ich einen Herrn gern reden.

Herr von Lys. Die hundert tausend Thaler, welche mir der Notarius gern verwehren möchte, werden in meinen Ausgaben das Gleichgewicht wieder herstellen. Genießen will ich, genießen, und so lange ich das Geld ausgesäet, habe ich nichts gefunden, was meinen Geschmack kützelt. (er gähnet.) Werde ich erst aufgebracht, so werde ich mich zu Grunde richten. — Das Vergnügen ist doch irgendwo, und ich werde es so lange verfolgen, bis ich es ohne Zweifel fesseln werde. (er gähnet noch.) Wenn sie kömmt, muß man, wie ich dich gehorsamst darum ersuchet habe, ihr zu verstehen geben, als wenn ihr lieber Bruder hier wäre; sonst möchte —

Felix. In der That, gnädiger Herr, Sie beleidigen meine Einsicht. Sie sagen mir

alte

alte Lectionen vor, die ich auswendig weis. — Erzeigen Sie mir die Ehre, zu denken —

Herr von Lys. Geh, geh — Ich glaube wahrhaftig, ich bin in sie verliebt, denn ich brenne, sie hier zu sehen.

Ein Bedienter, (kömmt herein.)

Herr Dünoir!

Herr von Lys. Er kann hereinkommen. — Laure wenigstens, und berichte mir sogleich.

Felix, (böse.)

Ey, gnädiger Herr, ist das mein Probestück? Ich weis, ich begreife, ich verstehe —

Vierter Auftritt.

Herr von Lys, Dünoir.

Herr von Lys. Ihr Diener, Herr Dünoir; nehmen Sie Platz.

Herr Dünoir. Ich komme in einem günstigen Augenblicke; Sie sind allein, und wir können von Geschäfften sprechen.

Herr von Lys. Von Geschäfften? Oh! das nur nicht.

Herr Dünoir. Es ist aber nothwendig.— Schon zehenmal komme ich. — Wir müssen sprechen.

Herr von Lys. Doch nicht lange, ich bitte Sie; denn ich erwarte eine kleine Person.

Herr Dünoir. Wenn sie kömmt, werde ich gehen.

Herr von Lys. Nu, so sey es. — Machen Sie nur; was giebts?

Herr Dünoir. Es ist noch immer wegen der Schwester, welche Ihr verstorbener Herr Vater unglücklicher Weise in das Testament gesetzt hat.

Herr von Lys. Gut, hat man von ihr Nachrichten?

Herr Dünoir. Sie haben mir befohlen, unter der Hand zu forschen, damit man dem Sturme, welcher dereinst uns überfallen könnte, zuvorkomme. Noch habe ich von Ihnen keine Auskunft, man weis nicht das mindeste von ihren Schicksalen. Ihr Oheim, der sie erzogen hat, ist, wie man

mir geschrieben, nach dem Tode seiner Frau, widriger Zufälle wegen, mit ihr und seinem Sohne aus dem Dorfe geflüchtet. Sie sind herumgeirret, ich weis nicht, wo.—

Herr von Lys. Um so besser.

Herr Dünoir. Um so schlimmer. — Denn wüßten wir gewiß, wo sie wäre, könnte man gehörige Maaßregeln nehmen, um ihr die Hände zu binden.

Herr von Lys. Ohne sich so viel zu beunruhigen, vielleicht ist sie schon lange aus dieser Welt. Als mein Vater das arme Land verließ, und sein Glück, welches er gefunden, suchte, war ich sechs Jahr alt. Kaum erinnere ich mich dieser Schwester, welche meinem Oheime, einem ehrlichen Landmanne, zur Erziehung gegeben wurde. Das Vergangne scheint mir nur ein Traum zu seyn. Ich habe seit der Zeit so viele Sachen gesehen. Ich weis nicht, was für Gewissensregungen meinen Vater zu der Thorheit bewogen haben, an dieses Kind eben zu der Zeit zu gedenken, wo er es meines eignen Nutzens wegen, nothwendig hätte vergessen sollen. Er hat mir dadurch

durch einen schlimmen Streich gespielt. Er hätte es zu sich nehmen, so halten lassen, wie mich, und ihr eine glänzende Erziehung geben, oder ihrer niemals erwähnen sollen. Nach meinem jetzigen Stande kann ich unmöglich eine Bäuerinn für meine Schwester erkennen.

Herr Dünoir. Ah, das würde sich nicht schicken; Und da Ihr Herr Vater mit aller Sorgfalt sich seinem Bruder nicht entdeckt hat, so sieht man wohl, daß er das Unangenehme, welches ihm bey seinem Leben eine solche Verwandtschaft verursachen würde, gefühlt hat. Warum hat er nun, da er in die andre Welt gieng, Sie nöthigen wollen, das zu leiden, was er selbst nicht in dieser hat vertragen können? Die Sterbenden scheinen jederzeit bey ihrem Abschiede alles Schickliche zu vergessen.

Herr von Lys. Nein, so wahr ich lebe; Niemals werde ich mir die Hälfte eines Vermögens, welches mir kaum ganz zureichend ist, entziehen lassen. Ich weis nicht, wie man mit neunzig tausend Pfund

jähr-

jährlicher Einkünfte auskommen kann? Das gieng wohl vor zwanzig Jahren bey meinem Vater an; Aber bey mir, bey mir; ich muß nothwendig noch einmal so viel haben.

Herr Dünoir. Ohne Zweifel, der Financier muß glänzen; wie will er sonst aller Augen auf sich ziehen. Unter uns gesagt: weder Geburt noch berühmte Thaten verschaffen einem das wahre Ansehen.

Herr von Lys. Aber — unterdessen, Herr Dünoir.

Herr Dünoir. Vergeben Sie. — Ich rede vielleicht zu frey mit Ihnen; aber Sie wissen, wie vertraut Ihr Herr Vater und ich waren. Wir haben uns beyde gekannt, und das nicht eben im Ueberflusse. Er dachte damals bey weitem nicht daran, daß er würde ein vornehmer Mann werden, und die sechs Häuser, so ich in Paris habe, gehörten noch ihren vorigen Eigenthümern, welche sie mir nachher gegen Stempelpapier eingetauschet haben.

Herr von Lys, (lächelnd.)
Gewiß würde man Unrecht thun, wenn man Sie für dumm schelten wollte.

Herr Dünoir. Mit Wollust erinnere ich mich dieser Zeit, so ein Bettler ich auch war; ich bin aber nicht so glücklich, als Ihr Herr Vater gewesen. Wir hielten für uns nichts geheim. Eben als ihn ein Generalpachter zu einem kleinen Commiß machte, erhielte ich bey meiner ersten Praxis die Stelle eines zweyten Schreibers. Nachdem ich endlich, Gott sey gedankt, nach einem anhaltenden Fleiße von zehen Jahren, Procurator wurde, haben wir uns mit einander viele kleine Dienste erwiesen, und ich habe ihm mehr als einen Proceß gewonnen, welche, ohne Eitelkeit zu sagen, überaus schwierig waren. Auch hielte er mich jederzeit sehr werth. — Er liebte mich, ich kann es wohl sagen.

Herr von Lys. Davon hat er Ihnen starke Beweise gegeben, daß er Sie zum Vollzieher des Testaments, welches mir mit der Theilung drohet, gewählet hat.

Herr Dünoir. Vor jenem Notarius wird er sich gefürchtet haben; das ist ein ewiger Gewissensprediger. Ein Augenblick Schwäche ist auf dem Wege aus dieser Welt zu verzeihen. Wer weis, wie ich mich selbst daraus ziehen werde? Bey dem allen aber sind wir noch nicht so weit. (Nachdem er ein wenig nachgedacht.) Fürchten Sie sich nicht, ich werde Ihnen den Dorn aus dem Fuße ziehen. Es giebt viele Schlupfwinkel in unsrer Kunst, sie ist so ausgedehnt, so tief, so verwickelt, daß ich jene, wenn sie auch zum Vorschein kommen sollte, in ein solches Labyrinth werde zu führen wissen, aus welchem sie sich unmöglich wieder herausfinden wird. Die einzige Hinderniß ist der Notarius, wir werden Mühe haben, ihn zu gewinnen.

Herr von Lys. Wir müssen ihn doch besuchen.

Herr Dünoir. Vortrefflicher Einfall! — Ich bin zu Ihrem Befehl.

Herr von Lys. Er ist nicht ihr Freund, Herr Dünoir?

Herr Dünoir. Wir Gerichtsleute vertragen uns eben so geschwind, als wir uns zanken. (Felix kömmt herein.)

Herr von Lys. Man kömmt; ich habe Ihnen, gnädiger Herr, gesagt —

Herr Dünoir, (steht auf, empfiehlt sich.) Ich gehe schon.

Fünfter Auftritt.

Herr von Lys, Charlotte, Felix.

Herr von Lys. Ist sie es?

Felix, (ganz leise.)
Ja.

Herr von Lys. Gut, gut.

Felix, (geht heraus, und läßt Charlotten näher kommen.)
Komme sie doch näher, Jungfer; ich sage ihr, daß ihr Bruder hier ist, und mit meinem Herrn spricht. (Kaum hat Charlotte einen Tritt in das Zimmer gethan, als er herausgeht, und plötzlich die Thüre zuschließt.)

Herr

Herr von Lys, (geht zu Charlotten.)
Komme sie doch, mein schönes Kind, komme sie doch, — wofür fürchtet sie sich?

Charlotte, (will die Thüre aufmachen.)
Mein Herr verzeihen Sie — man sagte mir, mein Bruder wäre hier. — Mein Bruder ist nicht da. — Man hintergeht mich. —

Herr von Lys. Nun doch, ihr Bruder — Er ist nur herausgegangen. — Er kömmt wieder, warte sie eine Minute.

Charlotte, (bemüht sich immer, die Thüre zu eröffnen.)
Mein Herr, ich werde ihn zu Hause erwarten, erlauben Sie — Aber diese Thüre, diese Thüre ist verschlossen.

Herr von Lys, (lächelnd.)
Oh! unsre Thüren lassen sich so nicht aufmachen; sie haben eine versteckte Feder. — Aber fürchtet sie sich, einen Augenblick bey mir zu bleiben? Ich habe mit ihr so viel zu reden.

Charlotte, (nimmt einen ernsthaften und bedeutenden Ton an, aus welchem doch ein wenig Furcht hervorblickt.)

Nein, mein Herr, ich fürchte mich nicht, sagen Sie, was Sie von mir wollen.

Herr von Lys, (nimmt sie bey der Hand, welche sie zurückzieht.)

Viel, viel Gutes — Aber wir müssen uns setzen. — Was hat sie immer nach der Thüre zu sehen? — Sie sagt, sie fürchtet sich nicht — Ah! die Herzhafte! diese kleinen Hände, wie sie zittern. — Setze sie sich — Wir wollen miteinander sprechen. (Er reicht ihr einen Stul.)

Charlotte. Unser einer ist gewohnt, stehend zu reden.

Herr von Lys. Ah! Allerliebster Eigensinn! Gut, wie es ihr gefällt. — Aber, sage sie mir; sehe sie dies schöne Zimmer an, diese Sachen, diese Spiegel; Möchte sie nicht in solchem Zimmer wohnen? vornehme Kleider, Kleinodien haben, und sich in solchen großen Gläsern bespiegeln? Ist das nicht alles köstlich, reizend, und was sonst damit verbunden ist? — Bediente,

einen

einen guten Tisch, eine Karosse — Oh! eine Karosse mit zween Rädern; da läßt sichs mit Vergnügen darinnen fahren; nicht wahr?

Charlotte. Noch errathe ich nicht, was der Herr sagen will.

Herr von Lys. Sie hat recht, es läßt sich nicht so leicht begreifen. — Höre sie; wenn man ihr jetzt einen großen Staat geben — zum Beyspiel, sie zur Frau eines reichen Mannes, beynahe so wie ich bin, machen wollte; was gäbe sie wohl für solches Glück?

Charlotte. Nichts, mein Herr.

Herr von Lys. Nichts! — Das liebe Kind, sie ist offenherzig; Sie glaubt, nichts geben zu können.

Charlotte. Ich sage es Ihnen aufrichtig, mein Herr; Ich empfinde über die große Gemächlichkeit, bey welcher man alles vergißt, sich selbst vergißt, nicht den geringsten Neid. Ich könnte in dem Ueberflusse unmöglich leben, ohne dabey zu bedenken, daß er so vielen Unglücklichen, welche in Armuth schmachten, genommen wor-

 den

den ist. — Davon kann ich sprechen, weil ich weis, was Dürftigkeit ist.

Herr von Lys, (mit einem zuversichtlichen Tone.)

Nun, das soll sie nicht mehr empfinden, weder sie, noch ihr Bruder. Ich will sein Glück machen; Ich habe ihm eben einen Beutel mit Louisd'or gegeben. Wie freudig gieng er weg! Wie gut ist er mir!

Charlotte, (erstaunend.)

Mein Bruder! Sie haben ihm Geld gegeben. Ach! lassen Sie mich zu ihm laufen — lassen Sie mich — Er soll es Ihnen wieder geben.

Herr von Lys. Wie!

Charlotte. Eine so außerordentliche Großmuth von Ihrer Seite kann nur Absichten haben, die mich erschrecken.

Herr von Lys. Das sind große Worte! Aber ich fordre ja nur ein wenig Erkenntlichkeit. Sie wird noch sagen, daß sie nichts kann, daß sie mich nicht versteht. —

Charlotte. Vielmehr fürchte ich, Sie gar zu wohl verstanden zu haben. — Ich

kann

kann nicht bleiben; lassen Sie aufmachen, mein Herr, lassen Sie mir aufmachen; ich bitte Sie darum — ich bitte Sie darum. —

Herr von Lys. Dabey würde ich zu viel verlieren; ihr eine mir grausame Gefälligkeit erweisen. Warum soll ich mich denn so sehr hassen? Ich liebe mich ein wenig, das ist mein ganzes Verbrechen, wenn es eins ist. Wäre sie so mitleidig, mir darinn nachzuahmen, so würde ihr nichts fehlen; Sie würde sich bey mir besser befinden, als wenn sie die Gemahlinn eines Herzogs, oder eines Prinzen wäre.

Charlotte, (mit einer edlen Standhaftigkeit.)

Haben Sie mich unter der verführerischen Lockung, daß mein Bruder mich verlangte, deswegen hieherkommen lassen, um mir dergleichen Anträge zu thun? So beleidigen Sie uns, weil wir arm, und ohne Schutz sind. Sie erröthen nicht, uns solche Schlingen zu legen, uns unser Unglück durch Ihre Verachtung gegen uns, noch

mehr fühlen zu lassen. Sie würdigen uns nicht der Vermuthung der Tugend. Sie glauben, uns leicht entehren zu können, weil Sie an Ihrem Triumphe nicht zweifeln. Sie gründen ihn vielleicht auf unsre äußerste Armuth. Wie glücklich bin ich, eine anständige Erziehung genossen zu haben; ohne diese würde ich vielleicht Gefahr laufen, durch die falschen Güter, die Sie mir anbieten, verführt zu werden. Ich würde das kostbarste der Schätze verlieren; Diese Achtung seiner selbst, welche keiner aufweisen kann, als der sich zu achten weis; diese Ruhe, welche auf die Unschuld folgt; diese unschätzbaren Güter würde ich verlieren; man würde mich unglücklich nennen; ich wäre es; ich würde an mir nichts anders als die Röthe auf der Stirne sehen können.

Herr von Lys. Sie redet wie Pamela. — Aber das ist keine Landsprache. — Sage sie mir, wo hat sie sich aufgehalten? — Sie muß guten Umgang gehabt haben.

Charlotte. Seitdem wir unser Dorf, welches ich bedaure, verlassen haben, sind wir genöthigt worden, in verschiedenen Städten zu wohnen, und jederzeit bey ehrlichen Leuten, welche uns gelehrt haben, wohl zu reden, und noch besser zu denken. Mein Bruder und ich lesen gern miteinander in den wenigen Augenblicke unsrer Muße; Das ist ein recht sanftes Vergnügen, und welches uns nichts kostet. Wir vergessen bisweilen unsern Kummer darüber. Unter den Büchern, welche man uns geliehen hat, erinnere ich mich der Geschichte der Pamela; und hätten Sie sie gelesen, sie würde Sie gerührt haben.

Herr von Lys, (bey sich.)

Ich dachte wohl, daß sie sie gelesen hätte. — Sie hat sich also durch Bücher gebildet?

Charlotte. Und durch das Unglück, welches noch lehrreicher ist.

Herr von Lys. Glaubt sie denn allen Romanen, allen chimärischen Vorstellungen? — Das Beyspiel der Pamela ist ein wenig stark. — Wohlan, auch ich kann

ihr eben so gute Bücher leihen. Ich habe eine Bibliothek nebst Kupfern, so wie sie sie niemals gesehen hat. — Auf mein Wort, sie wird Geschmack daran finden.

Charlotte. Ich lese keine andre Bücher, als die mein Bruder für gut befindet, und man hat uns einige leihen wollen, welche er sogleich zurückgegeben, ohne die erste Seite zu lesen.

Herr von Lys. Ist also ihr Bruder auch so gewissenhaft? Ist er Vorleser?

Charlotte. Wir sind miteinander in einerley Geschäfften, so wie in einerley Tugenden erzogen worden.

Herr von Lys. Das heißt, sie hat eben die Vorurtheile bekommen. — Es ist gut, die Tugend zu predigen, aber wenn man nichts besseres zu thun hat. — Alle diese Büchermacher sind unter der Larve ihrer Schrift die ersten, über welche man lachen muß. Wenn man jung und artig ist, muß man den Thron der Vergnügungen besteigen. Daselbst wird man angebetet, und als eine Königinn bedienet. Man darf nur die Augen eröffnen, um diese leichte

und

und glückliche Bahn zu entdecken. Diese glänzenden, mit Diamanten bedeckten Geschöpfe, welche man in allen Festen antrifft, und die da Göttinnen zu seyn scheinen, müßten vor Hunger sterben, hätten sie nicht das Joch, welches sie im Unglück gefangen hielte, abgeschüttelt. — Die Wollust trügt niemals, niemals. — (mit Leidenschaft, und indem er sie ergreift.) Schön, als Psyche, eben so furchtsam, eben so wild als sie, du stellst dir die Liebe als ein Ungeheuer vor; (entzückend) Geh, wage es, sie nur anzusehen, und bald wird sie dir bis zum Entzücken gefallen.

Charlotte, (tritt aufgebracht zurück.) Mein Herr, lassen Sie gleich aufmachen, — sogleich, oder ich wage alles. —

Herr von Lys. Nur sachte, sachte, ihr Bruder —

Charlotte. Ich erwarte nicht mehr meinen Bruder. — Ach! wenn er wüßte. —

Herr von Lys. Wie, wenn er wüßte. — Fürchte sie sich nicht vor ihm; er ist mit mir einig. Ich mache ihn zu meinen

Liebling. Er merkt es besser als sie, daß ich ihr Glück machen will.

Charlotte, (mit Unwillen.)

Niederträchtiger Mann! Vor mir unterstehen Sie sich, ihn auf die schändlichste Weise zu verläumden? Ueberrascht, hintergangen ist er worden, daß er das Geld angenommen hat. Er wird es Ihnen wiedergeben, so bald als — Sie sollen erfahren, wie sehr wir alles, was von Ihnen kömmt, verachten: Die Armuth mag uns immerhin verfolgen, sie kann uns nichts mehr als den Tod zuwege bringen.

Herr von Lys. Aber was für ein falscher Begriff! — Bedenke sie doch, daß ich nichts mehr als ihre Gemächlichkeit, ihre Glückseligkeit will. Ich biete ihr ein von vielen andern beneidetes Glück an, mein Vermögen, mein Herz. Der erste Antrag bringt auf, gut — Aber fasse sie sich wieder. — Ich werde ehrerbietig seyn. — Wir wollen nur überlegen —

Charlotte, (sieht sich allenthalben um, als ob sie etwas suchte.)

Zum letztenmale, Herr, lassen Sie aufmachen.

Herr von Lys. Oh, bey meiner Ehre, nein — ich werde mich davor hüten. — Wir müssen jetzt als gute Freunde auseinander gehen. — Unter uns, eine jede andre Parthie ist vergebens. — (Charlotte ergreift beherzt ein Gewehr mit zween Läuften, welches sie im Winkel erblickt.) Aber was macht sie, was macht sie da?

Charlotte, (beherzt.)

Herausgehen will ich — Kommen Sie mir nicht zu nahe.

Herr von Lys, (erschrocken.)

Lasse sie das Gewehr, Jungfer, lasse sie es — Es ist scharf geladen. — nehme sie sich in Acht.

Charlotte, (mit einem entschlossenen Tone.)

Unglücklich ist der, so sich mir nähert. (sie stößt mit dem Kolben des Gewehrs heftig und verschiedenemal an die Thüre und schreyet.) Macht auf, ihr Herren, macht auf, macht doch auf. (sogleich geht einer

von

von den Läuften los, und das Gewehr fällt ihr aus den Händen.)

Herr von Lys, (sinkt in den Stul.)
Ah!

Felix, (von draußen, macht die Thüre weit auf, und entrinnt.)
Helfet — helfet — helfet.

Charlotte, (entrinnt.)
Ach Gott!

(Felix und Herr von Lys bleiben in ihrer ersten Stellung unbeweglich, sehen sich an, ohne zu reden.

Sechster Auftritt.

Herr von Lys, Felix.

Felix, (nach langem Schweigen.)
Ein Schuß! — Woher? — Wer ist verwundet? In Wahrheit, ich kann mich aus meinem ersten Schrecken noch nicht erholen.

Herr von Lys. Und ich bin ganz betäubet.

Felix. Ich errathe nicht, wie —

Herr von Lys. Um mir zu entwischen, stieß sie mit der Flinte an die Thüre. — Ein Lauf fieng Feuer. — Sie hätte beym Henker, mir um ein Haar den Kopf zersplittert.

Felix. Nichts gewisser, als das, gnädiger Herr. — Welche Kühnheit mit ihrer Tugend! (nimmt behutsam das Gewehr auf.) Es ist doch ein ganz verdammter Streich; das ganze Haus ist in Bewegung; man wird kommen —

Herr von Lys. Wir wollen ihnen entgegen laufen; ihnen zeigen, daß es nichts ist. — Stelle dich, als wenn du lachtest. (aufgeräumt) Nu, lache doch. —

Felix, (bemüht sich zu lachen.) Ja, ja, gnädiger Herr, ich werde lachen — Ha! ha! ha!

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Die Scene ist auf einem breiten Ruheplaze der Treppe, welche nach dem Vorgemache des Zimmers des Herrn von Lys geht.

Remi, Joseph.

(Joseph führt den alten Remi; er bringt ihn gleichsam im Triumphe und vor Freude außer sich.)

Joseph. Hier ist das Haus unsers Wohlthäters. Dies ist sein Zimmer; lassen Sie uns eiligst seine Kniee umfassen— Nächst Ihnen ist er derjenige, welchen mein Herz liebt und ehret. Mit seiner unvermutheten Wohlthat hat er mit Einemmale allen meinen Kummer versüßet. Mein Vater! Kein Schmerz ist mehr, wird künftig mehr, weder für Sie, noch für mich seyn.

Remi, (setzt sich.)

Ach, mein Sohn! ich merke, daß ich schon müde bin. Innerhalb zehen Monaten haben meine Beine nur eine geringe Bewegung gehabt; und ich wundre mich selbst, daß ich noch gehen kann. — Wie doch das Vergnügen auf den Kummer folgt! Was sage ich? Habe ich gelitten? Nein, der Himmel hat mir einen wohlgerathenen Sohn geschenkt, und indem die Reichen barbarische und ausgeartete Kinder besitzen, haben mir die meinigen die Thränen abgewischet. Durch ihre zärtliche Sorgfalt bewogen, habe ich die Armuth und Knechtschaft gesegnet.

Joseph, (umarmt seinen Vater.)

Wie drang der Schmerz durch meine Glieder, als ich Sie in dem Gefängnisse umarmte! Ich verbarg vor Ihnen die Folter meiner Seele; Aber hier, hier ist meine Freude rein, vollkommen, dauerhaft. — Ach Gott! ich wage es nicht, meine Augen auf Ihre Leiden zurückzuwerfen.

Remi. Meine Leiden! —— Ich bin ein Mensch, mein Sohn, und habe also die

Müh-

Mühseligkeiten der Menschen erdulden müssen. Ich habe andre Unglückliche zu meiner Seite wahrhaftig leiden gesehen. —— Es war eine geheime Linderung für mich, welche mir mein Unglück nicht hat rauben können; wenn ich die Beruhigung meiner Seele empfand, und mir einer vollkommenen Unschuld bewußt war. Hat mir gleich die Geissel der Ungerechtigkeit Thränen ausgepreßt, so hat doch niemals die Verzweiflung in mein Herz dringen können. Gott sah meine Unterwerfung, und verliehe mir Muth.

Joseph. Ihr edelmüthiges Herz hat Sie in das Gefängniß geführet; ihre unüberwindliche Abneigung, Ihren Brüdern, den Bebauern der Erde, das Ihrige nicht nehmen zu lassen, ist es gewesen, und da Sie diesen ungerechten Forderungen, welche die Menschlichkeit empören, kein Genüge leisten konnten, so wurden Sie so angesehen, als hätten Sie königliche Gelder angegriffen.

Remi. Ach! ehe sterben, als ein Diener der Grausamkeiten zu seyn. —— Doch,

wenn

wenn ich aus den erhabenen Mauern meines engen Gefängnisses nur einen Winkel des Himmels erblicken konnte, so empfand ich Trost. Ich sagte zu mir: Da wohnt der Beschützer der Unglücklichen. Die Erde vergißt ihrer; aber es ist kein einziger unter ihnen, der seinen Blicken nicht gegenwärtig seyn sollte.

Joseph, (heftig.)

Mein Vater! Und unterdessen würde Sie in diesem Aufenthalte der Thränen und des Schreckens der Hunger verzehrt haben, wenn —

Remi, (stark und lebhaft.)

Halt ein; Und was ist die Fürsehung? — Gott liebte mich, da er mir meinen Joseph erhielte. — Und meine Charlotte, wo ist sie?

Joseph. Ich habe sie erblickt, sie gerufen, sie kömmt gelaufen. — Komm, meine Schwester, komm —

Zweyter Auftritt.

Remi, Joseph, Charlotte.

Charlotte, (kömmt gelaufen, fällt dem Alten zu Füßen.)

Mein Vater, Sie sind los! —— Mein Vater ist befreyet! —— Und welcher Gott! —— Ach mein Bruder! Unverhofftes Glück!

Remi. Meine Kinder, meine Kinder, laßt uns alle dem Himmel danken. —— Ich habe jederzeit auf ihn gehofft. Meine Zufriedenheit verdoppelt die Merkmaale eurer Zärtlichkeit. — Nun werden wir nicht mehr getrennt werden.

Joseph, (wird den Herrn von Lys gewahr.) Er kömmt zu uns, mein Vater! Der Wohlthäter, der uns Dreyen das Leben wieder giebt.

Dritter Auftritt.

Remi, Joseph, Charlotte, von Lys.

Remi, (geht dem Herrn von Lys entgegen.) Ach, mein werther Herr! wie soll ich mich meiner Schuldigkeit entledigen, und Ihnen bezahlen, was Sie mir diesen Augenblick genießen lassen? —

Joseph, (unterbricht ihn.) Genießen Sie Ihrer Großmuth. —— Mein Vater hier wurde unglücklicher Schulden wegen im Gefängnisse aufbehalten. Er würde vielleicht darinn vor Elend gestorben seyn; aber mit Ihrem Golde, so Sie mir gegeben, habe ich seine Loslassung erhalten. Seine Kinder besitzen ihn. — So habe ich die Summe, welche mir so lieb war, angewendet.

Herr von Lys, (ein wenig stutzend.) Recht gut, recht gut. Setze er sich, guter Greis. Ich thue gern Gutes, gern — Er wirds sehen.

Joseph. Sie sind ein Gott für uns; wir werden Sie lieben, Sie bis auf den letzten Augenblick unsers Lebens verehren.

ren. — Mein Vater, meine Schwester, wir wollen uns ihm zu Füßen werfen. (zu Charlotten, welche weint.) Du weinst vor Freude? (Remi und Joseph werfen sich vor ihm nieder, von Lys hebt sie auf.) Mein gnädiger Herr, wie reden diese stummen Thränen von der lebhaftesten Erkenntlichkeit! (zu Charlotten, welche ist stehen geblieben.) Und wie! Du vereinigst dich nicht mit uns! Charlotte sollte unempfindlich, undankbar seyn? — Du befremdest mich! du betrübst mich!

Charlotte, (hält ihren Vater bey den Händen.)

Ach, Joseph! Joseph! Halte einen Augenblick ein — Nein, nein. (Sie kann nicht weiter reden, ihre Stimme verliert sich in dem Busen ihres Vaters.)

Herr von Lys, (indem er Charlotten von ihrem Vater trennen will.)

Gut, es ist genug, lasse sie doch den alten Mann los und zu sich selbst kommen, beschwere sie ihn nicht so sehr. Er wird ein wenig Erquickung brauchen. Gehe er

er herunter, ich werde ihn in dem Speisezimmer wohl bewirthen lassen.

Charlotte, (hält immer den Vater bey den Händen.)

Mein Vater! ich kann nicht reden — Ich kann nicht —

Remi. Wie ist dir, meine Tochter! — Dein Schluchsen —

Charlotte. Ach! — Sie müssen wieder zu dem Gefängnisse umkehren.

Joseph, (erstaunend und schmerzhaft.)

Was sagst du, Charlotte?

Charlotte. Man hintergeht dich, mein Bruder, man mißbraucht dich; und du weißt nicht —

Herr von Lys. Stille, stille doch. — Will sie!

Charlotte. Nein, mein Herr, nein; wenn ich schwiege, würde ich schuldig seyn; ich würde dieser ihre und meine eigne Ehre verrathen. Ich habe ihnen niemals was verheelet. — Sie müssen alles erfahren.

Remi, (steht auf.)

Wie denn, meine Tochter? —

Charlotte. Das Gold, wodurch Sie auf freyen Fuß gestellt worden sind, wurde verschwendet, um meinen Bruder und mich zu verleiten. Auf alles Gute, so er uns erzeigen will, ist der Preiß meiner Ehre gesetzt. — Mein Vater, Sie müssen wieder umkehren.

Remi, (mit edlem Muthe.)

Ja, ohne Zweifel, ich werde wieder diesen Augenblick umkehren, und freudiger hineingehen, als ich herausgegangen bin. Die Knechtschaft, mein Herr, wird mir nicht so hart, als die Freyheit seyn; weil ich sie Ihnen zu verdanken, und erröthen muß, daß ich sie Ihnen zu verdanken habe. Vielleicht hätte ich sie dereinst dem Mitleiden wahrhaftig uneigennütziger Herzen zu verdanken gehabt; alsdenn würde sich meine Seele den sanften Empfindungen der Erkenntlichkeit überlassen haben. Ich ziehe die Ketten Ihren schimpflichen Anerbietungen vor. Ich will Ihnen eine Schuldverschreibung aufsetzen, und Ihnen unter diesem Titel eben das Recht über mich einräumen. Denn mein Leib ist das einzige

Gut,

Gut, welches ich besitze. Aber ehe soll sie und ich sterben, als daß ich ihre Schande erdulde!

Herr von Lys. Er übereilt sich auch sehr geschwind. — Ein wenig Geduld — Höre er mich an. —

Remi. Was soll ich weiter hören? Was können Sie sagen, mein Herr? Reden Sie, vollenden Sie Ihr Vorhaben; durchboren Sie das Herz eines Vaters; Reissen Sie es doch hin, damit Sie aus seiner Tochter eine Schanddirne machen können. Ich bin arm, aber ehrlich; ich bin niemals über mein Unglück erröthet, aber über den Begriff, den Sie sich von mir machen, fühle ich mich erniedrigt; Und nach welchem Rechte glauben Sie, mich in Ihr Verbrechen ziehen zu können?

Herr von Lys. Ich will ihn gar nicht erniedrigen. Ich bin reich, ich kann noch hinzufügen, freygebig. Es ist in meinem Vermögen, ihm allerley Gutes zu erzeigen. Ist denn das ein Verbrechen? Er ist allein an seinem Unglücke schuld; Er zieht das Elend dem Glücke, welches ihn an-

lacht, vor; er — (er bleibt bestecken, verstummt vor den Blicken des Alten.)

Remi, (sieht ihn steif an, mit einer ruhigen, aber standhaften Erhabenheit.)

Reden Sie aus, mein Herr, reden Sie aus; Sie wagen es nicht, Sie können nicht den Blick eines Vaters aushalten. — So elend, so arm er ist, schlägt er Sie nieder. Er deckt Ihnen die Schändlichkeit und das Niedrige Ihrer Absichten auf, oder vielmehr, er bringt Sie in diesem Augenblicke zu sich selbst; denn ich bin geneigt, zu glauben, daß Sie nicht unter die Bösen gehören. Nein, Sie gehören nicht darunter. — Sie fühlen, daß Sie sich herunter setzen, sich in meinen Augen niedrig machen. Wohlan, ich vergesse meine Beleidigung, wenn Sie nur erkennen, zu welcher Schande Sie sich verleitet haben.

Joseph, (wüthend.)

Ach, Barbar! dessen Herz ich nicht habe errathen können; warum mußte man mich hintergehen, mir den Schatten der Glückseligkeit zeigen, damit ich plötzlich in Verzweiflung gestürzt würde! Ach, daß ich

ich nicht auf dieser treulosen Stirn zu lesen gewußt habe! Mit Füßen hätte ich das Geld getreten, welches ich gesegnet habe; ich würde —

Remi, (befiehlt als Vater.)

Still, mein Sohn, still; ich befehle es dir.

Joseph, (bey sich.)

O unerkannte Quaal! — Die Schande lauerte auf uns, und diese Schläge kommen von ihm!

Herr von Lys, (ein wenig gezwungen.)

Aber man läßt mich ja nicht ausreden. — Diese Neigung könnte ja ernsthaft werden; ich könnte, von ihrem Reize eingenommen, eine Verbindung mit ihr errichten, welche alle Bedenklichkeit heben würde; das wäre ohne Zweifel nicht das erste Beyspiel, welches er vermuthlich in seinem Leben gesehen hat, daß die Schönheit siegt, und die ihrige ist eben so gemacht. —

Remi. Eine frische Beleidigung, welche ich verachte, oder vielmehr sie einem unglücklichen Jünglinge, der niemals begriffen hat, was die Ehre ist, was sie erfor-

dert, was sie befiehlt, was sie einflößt, verzehe. Es giebt einen gerechten und löblichen Stolz, welcher mehr den Armen als den Reichen zukömmt. Diesen fühle ich, mein Herr, und machen Sie, was Sie wollen, Sie werden mich nicht erniedrigen; Nein, niemals. — Wäre es Ihr Ernst, sie zu heyrathen, so würde ich sie ihrer nicht einmal würdig halten; Der Ueberfluß hat nicht das Vorrecht, daß man sich an Tugend gleiche. Sehen Sie, ich habe ihr einen andern Mann ausersehen, welcher sie wird glücklich machen. (Stumme Scene zwischen Joseph und Charlotten.) Von hieraus eile ich nach dem Orte, woselbst ich meine Wünsche, die ich mir seit langer Zeit von dem Himmel erbeten habe, erfüllen werde; Um dieses einzigen Glücks willen seufzte ich nach dem Augenblicke meiner Befreyung. Ich werde wiederkommen, mein Herr, mich als Ihren Schuldner angeben, und mich Ihnen überliefern. — Glauben Sie auf mein Wort.

Herr von Lys, (zu Remi.) Bleibe, und sey er frey!

Remi.

Remi. Nein, ich will Ihnen nichts zu verdanken haben; (zeigt auf Charlotten.) Sie haben sie beleidigt.

Herr von Lys, (geht zu Charlotten.) Und sie, Charlotte, ist es wahr, daß sie mich verabscheuet? (sie giebt es bloß durch Gebärden zu erkennen.)

Remi. Unmöglich würden wir die geringsten Wohlthaten von Ihnen annehmen können; Sie sind zu grausam, und unglücklich ist derjenige, welcher sich davon blenden läßt. — Mein Sohn! Meine Tochter! (sie wollen sich entfernen.) Doch nein, bleibt; und Sie, mein Herr, da das Laster noch nicht mit Ihrer Seele bekannt ist, so, daß dieselbe durch das Beyspiel der Tugend, welche über das Unglück siegt, und der Unbeständigkeit des Glücks, welches uns alle willkührlich behandelt, gebessert werden kann; Sie sollen von einem Geständnisse, welches mein Herz nicht länger bey sich behalten kann, Zeuge seyn. (zu seinen Kindern.) Dies ist der Augenblick, den ich euch versprochen habe, und besonders muß ich mich vor diesem Herrn erklä-

ren,

ren, um in seinem Herzen auch den geringsten Funken einer unerlaubten Hoffnung auszulöschen. — Charlotte — Joseph — Ihr haltet euch für Geschwister. — Meine Kinder, einer von euch beyden —

Joseph. Was wollen Sie sagen! — Einer von uns beyden ist nicht Ihr Kind?

Charlotte. Ich zittere für ihn — Ich zittere für mich. —

Remi. Ich werde jederzeit euer Vater seyn; euch jederzeit gleich lieben; ihr werdet mir beständig angehören; eure Herzen werden mir bleiben, und ich bin es versichert. — O meine Charlotte! ich habe oft mit dir von deinem Oheime und seinem Sohne, welche im Ueberflusse leben, gesprochen. Ihr wißt es Beyde, wie sehr ich nach ihm geforscht habe; aber leider! vergebens. — Höre demnach, Charlotte, deinen Vater, deinen Bruder suchte ich.

Charlotte, (schmerzhaft.)
Ich bin nicht Ihre Tochter!

Joseph. Ich wäre nicht dein Bruder! o Himmel!

Remi Einen Augenblick, liebe Kinder, und unterbrecht mich nicht. (zu Charlotten.) Mein Bruder hat dich mir, wie du geboren wurdest, anvertrauet. Meine Frau tränkte dich mit ihrer Milch, und diente dir statt einer Mutter. Da du mit meinem Sohne, als seine eigne Schwester erzogen wurdest, und ich euch beysammen lassen mußte, so konnte ich, um euch in einer reinen und geschwisterlichen Einigkeit zu erhalten, kein besseres Mittel finden, als daß ich vor euch ein Geheimniß verschwieg, wovon ich im erforderlichen Falle die schriftlichen Beweise jederzeit bey mir trage. Ihr wißt, wie ich von vielem Unglück betroffen, bald hier, bald dort, herumgeirret bin, und sogar die Hoffnung verloren habe, die beyden Anverwandten, welche ich auf der ganzen Erde aufgesucht habe, wieder zu finden. Sie hatten ihren Namen geändert. Man sagte, sie wohnten in dieser Hauptstadt; aber das Schicksal hat mir auch die geringste Anzeige entrissen. — Charlotte, mein Kind, du solltest jetzt im Ueberfluß leben, und du wirst arm bleiben, und dagegen

Tugend,

Tugend, Muth, Unschuld und Ruhe der Seele besitzen. Diese Güter mögen dich für die verlornen schadlos halten. —

Herr von Lys, (bey sich.)

Ich muß die Geschichte bis zu Ende hören. — Das kömmt mir sehr nahe.

Remi. Ich habe füglich das Recht, über dich zu schalten, erlangt. Du mußt einen Mann haben, der dich liebt und mit dir umzugehen weis; du brauchst einen Beschützer. Eine glückliche Verbindung ist den Armen nicht untersagt. Das ist sogar ein Vorzug, den die Reichen ihnen zu beneiden scheinen. (Joseph und Charlotte schlingen die Hände in einander, und auf ihren Gesichten lieset man ihre Gesinnung.) Ja, meine Kinder, ich kenne eure Herzen, sie sind für einander geboren; Und Joseph soll in dem Verluste einer Schwester, eine Gattinn wieder finden. (zu Charlotten.) Rede, ziehst du ihn nicht nur diesem Reichen, sondern auch allen andern vor? (sie umarmen sich.)

Charlotte. Darf ich es erst sagen?

Herr von Lys, (bey sich.)

Welcher Auftritt! Welche Nachricht! Welche Unruhe überfällt mich!

Joseph. Charlotte! —

Charlotte. Mein Br —

Joseph. Vergiß den Namen, den du aussprechen wolltest, vergiß ihn für einen andern nicht weniger angenehmen. — Unmöglich werde ich dich, unter welchem Namen ich dich auch erhalte, mehr lieben können.

Remi, (zum Herrn von Lys, welcher nachdenkt, und sie betrachtet.)

Sehen Sie, ob Ihr ganzes Vermögen wohl so viel als ein einziges unsrer Vergnügungen werth ist. Ach! könnten Sie die reinen und sanften Regungen empfinden. (Entzückend.) Unglückliche Reiche, behaltet euer dürftiges Gold, und laßt uns die Wollust der Thränen. (Er drückt seine Kinder in seine Arme.) Auf, meine Kinder, ich werde euch führen, folgt mir; die Luft, welche man hier einhaucht, ist nicht gut. — Mein Herr, ich habe Sie zum ersten Zeugen der Erklärung, welche ich öffent-

öffentlich thun soll, erwählen wollen. Ich muß sie gerichtlich und nach allen Formalitäten niederschreiben lassen, dann werde ich wiederkommen. — Ich habe Ihnen mein Wort gegeben. (Joseph und Charlotte sind schon weg.) (Herr von Lys hält Remi auf, und zieht ihn bey Seite.)

Herr von Lys. Ein Wort!

Remi. Bey meiner Wiederkunft, mein Herr, bey meiner Wiederkunft, ich gehöre Ihnen ganz. — Sind Sie wegen Ihres Geldes besorgt? Ich werde Ihnen eine Verschreibung geben. — Erlauben Sie mir nur eine Stunde.

Herr von Lys. Nur ein Wort, und weiter nichts. Sage er mir doch seinen Namen, und wo er her ist.

Remi, (im Weggehen.)
Remi, aus Montboson in Franche-Comte. — Ihr Diener.

Vier-

Vierter Auftritt.

Herr von Lys, (äußerst unruhig, und spaziert mit großen Schritten.)

Er ist es, sie ist es, sie sind es. — O! daran ist nicht zu zweifeln. — Fataler Zufall! Treuloses Glück! Ich habe mich nicht zu erkennen gegeben. Hier ist Vorsicht, Thätigkeit nöthig. Das erste, so dabey zu thun, ist ohne Zweifel, sie nicht allenthalben in der Stadt herumgehen zu lassen. Ich werde ihnen Geld geben, und sie auf der Stelle aus Paris schicken. (Er klingelt, ein Bedienter kömmt.) Düböis, lauf ihnen geschwind nach; bringe sie mir gleich wieder zurück. Sage ihnen, ich hätte ihnen was Wichtiges zu sagen, und daß es keinen Aufschub litte. Richte deinen Auftrag gut aus. (Der Bediente geht weg.) Ich werde sie hier behalten; in ihrer Gegenwart die eitle Unbesonnenheit, welche mich, ich weis selbst nicht wie, überfallen hat, abschwören. Ich werde Geld und Versicherungen von meinem reinen und edelmüthigen Eifer, verschwenden. Mor-

gen am Tage will ich sie einpacken lassen, und in die Provinz schicken. Mit einer Hütte und etlichen Hufen Landes werden sie recht sehr zufrieden seyn. Ja, das ist das einzige und sicherste Mittel. — Aber mir zittern alle Glieder. — Ich wollte, ich weis nicht. — Was wird daraus werden? (Er geht hurtig auf und nieder.)

Fünfter Auftritt.

Herr von Lys, Herr Dünoir.

Herr von Lys. Ah, Herr Dünoir, Ihr Diener, Sie kommen zu rechter Zeit.

Herr Dünoir. Gott sey gedankt, ich finde Sie; ich besorgte sehr, Sie nicht anzutreffen, denn —

Herr von Lys. Hören Sie — Ich muß Ihnen sagen. —

Herr Dünoir. Erlauben Sie, Ihnen vorher zu melden —

Herr von Lys, (ungeduldig.) Eh! nein, ich muß Ihnen berichten —

Herr Dünoir. Aber, ich bitte, hören Sie doch. —

Herr

Herr von Lys. Gern, wenn ich Ihnen erst werde gesagt haben —

Herr Dünoir. Aber, wenn Sie wüßten —

Herr von Lys. Das weis ich.

Herr Dünoir, (lebhaft.)

Sie, Sie? Das ist besonders; Sie wissen, daß ich eben von Ihnen Wind bekommen habe; das wissen Sie?

Herr von Lys, (stampft mit dem Fuße.)

Ja, besser, als Sie.

Herr Dünoir. Sie machen mich ungeduldig; Hören Sie, hören Sie, diese Schwester, der alte Oheim, und sein Sohn sind in Paris.

Herr von Lys. Ich weis es, ich weis es, potz tausend; ich weis es nur zu gut.

Herr Dünoir, (verwundernd.)

Sie wissen es! Und wie, ich bitte!

Herr von Lys. Wir haben sie entfernt gesucht; und sie sind vor unsern Augen gewesen.

Herr Dünoir. Vor unsern Augen?

Herr von Lys. Dieser Weber in seiner Kammer, die vorgegebene Bruder und

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Schwester; dieser Vater im Gefängnisse; dies alles ist erst hier herausgegangen.

Herr Dünoir. Ist es möglich!

Herr von Lys. Sie waren hier; laut ihrer Aussage, habe ich sie erkannt.

Herr Dünoir. Hier, hier waren sie?

Herr von Lys. Nu ja. — Wüßten Sie, was zwischen mir und dieser dürftigen Familie vorgegangen ist. — Ich gab dem Weber funfzig Louisd'or, er hat damit seinen Vater losgemacht.

Herr Dünoir, (auffallend.)

Wie Teufel sind Sie auch darauf gekommen, ihr Geld hinzugeben? das that nimmer gut.

Herr von Lys. Der Vater hat sich zu einer Schuldverschreibung erboten.

Herr Dünoir. Eine Verschreibung! Nehmen Sie, nehmen Sie; Vor allen Dingen aber lassen Sie mich den Aufsatz machen; man muß darinn gar nicht berühren, daß die Summe, wovon er sich als Schuldner angiebt, zu seiner Befreyung gedient habe; denn sonst könnten wir ihn nicht mehr ins Gefängniß schicken.

Herr

Herr von Lys. O! diese elende Summe beunruhigt mich eben nicht.

Herr Dünoir. Ey, wer wird denn so was umsonst — Aber das Gesindel wird sich Anhang machen. — Wissen sie denn, daß Sie Herr von —

Herr von Lys. Nichts wissen sie von mir; sie lassen sichs nicht einmal einkommen. —

Herr Dünoir, (freudig.)

Sie wissen nichts? O, lassen Sie mir, lassen Sie mir den Willen. Ich werde sie bald auf die Seite schaffen. Geduld, ich will sie alle drey in das Gefängniß einpacken lassen. Drey Termine sind sie mir schuldig; wo sind sie, wo sind sie?

Herr von Lys. Ich habe ihnen nachgeschickt, um sie desto sicherer hier zu behalten; Sie werden bald sehen, bald sehen.

Herr Dünoir. Vortrefflicher Einfall! — Es kömmt jemand. — Wir müssen behutsam seyn. Hier sind sie.

Sechster Auftritt.

Herr von Lys, Herr Dünoir, Dübois.

Herr von Lys, (ungeduldig.) Wie stehts?

Dübois. Gnädiger Herr, es ist mir unmöglich gewesen, sie gleich mitzubringen. Der Alte hat mir geschworen, daß er in einer Stunde hier seyn würde; er wollte nur erst mit dem Notarius reden. Er fragte mich, ob ich einen vertraulichen, ehrlichen und liebreichen wüßte. Ich wies ihnen Ihren Notarius an; sie sind hingelaufen.

Herr von Lys, (wüthend.) Unglücklicher — durch meine Hand sollst du sterben.

Dübois, (zitternd.) Ach, gnädiger Herr! habe ich unrecht gethan! Ist dieser nicht ein ehrlicher Mann?

Herr von Lys. Packe dich, fürchte meinen Zorn. — Packe dich weg.

Siebender Auftritt.

Herr von Lys, Herr Dünoir.

Herr Dünoir. Das ist wahrhaftig ein Schicksal, welches mit uns spielt. — Es ist ein Unglück, es ist ein Unglück.

Herr von Lys, (geht auf und nieder.) Ich möchte wüthend werden.

Herr Dünoir. Bey dem allen, hätte sie Ihr Bedienter auch nicht an Ihren Notarius gewiesen, so würde unfehlbar der erste, an den sie sich gewendet, sie von allem unterrichtet haben. Es ist ja öffentlich bekannt gemacht worden, daß man Ihrer Schwester, oder den Erben derselben, was sehr Wichtiges zu sagen habe. Sogar hat man eine Belohnung darauf gesetzt, wenn jemand davon gewisse Nachricht geben könnte; und heut zu Tage läßt es jeder Schreiber eines Steuereinnehmers in den Intelligenzblättern bekannt machen,

daß sie eben so, wie ihr Bruder, in Paris ist, und daß ihr Oheim, königlicher Gelder wegen, hier sitzt.

Herr von Lys. Aber was ist zu thun? Wie ist dem schrecklichen Streiche auszuweichen?

Herr Dünoir. Kleiden Sie sich an, und schicken Sie jemanden zum Notarius voraus, daß er Sie erwarte, und niemanden anders vor sich lasse. —— Schärfen Sie ihm sorgfältig ein, daß er allein sey, und nehmen Sie sogleich die Feder. (von Lys ist, als wenn er nicht bey Sinnen wäre; er klingelt alle seine Bediente zusammen, sie kommen.)

Herr von Lys. Mein Geheimschreiber?

Ein Bedienter. Er ist ausgegangen, gnädiger Herr.

Herr von Lys, (spaziert.)

Der Verruchte! Der Geck! Wenn ich ihn brauche — Geht, geht — Bleibt — Geht heraus. — Wie sich alles anspinnt! Hätte ich nicht das Geld gegeben, so wäre er nicht aus dem Gefängnisse gekommen,

nicht hieher gekommen, nicht zu meinem Notarius gewiesen worden. — Unglückslicher Tag! Verfluchte Thorheit!

Herr Dünoir. Aber Sie müssen nothwendig ein Paar Worte schreiben.

Herr von Lys, (verzweifelnd.) Mein Schreiber ist ja nicht hier, kann ich schreiben?

Herr Dünoir. Eh! ich will Ihnen helfen.

Herr von Lys. Gut, warum sagten Sie mirs nicht? —— Kommen Sie in mein Gemach. (er klingelt.) Dinte! Feder! Sie müssen mir alles Wort für Wort, und wie man es setzen muß, vorsagen, verstehen Sie, Wort für Wort. (sieht seine Bedienten an.) Ich werde alle die Schurken da zum Henker jagen.

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Die Bühne stellt das Gemach eines Notarius vor. Er sitzt im Schlafrocke vor seinem Schreibeschranke, welches mit Papier und zusammengelegten Stößen belegt ist.

Erster Auftritt.

Der Notarius, der Schreiber.

Der Notarius, (er lieset und unterzeichnet.)

Das ist ein ewiges Borgen! Es ist wohl kein Jahrhundert nach Gelde hungriger gewesen. — Wo bleibt es? (Er schüttelt den Kopf.) Das sieht hier alles schlecht aus. Kein Geld, kein Glaube mehr! — Dieser Mann hatte das Vertrauen des Publicums; das war ihm eine unerschöpfliche Goldgrube. — Der Ungeschickte hat sie auf eine dumme Weise verschüttet, und er würde noch — (er zuckt die Achseln.) Welche Unklugheit! — (ein Schreiber kömmt,

und

und überreicht ihm Papiere zur Unterschrift) Was ist das? — Ah! das ist der Wucherer, welcher banquerot gemacht hat. — Bringe er heute alles in Ordnung. Welche Räubereyen! Sind die Erben gekommen? Werden sie endlich mit einander einig werden?

Der Schreiber. Kurz darauf, wie sie ausgiengen, hat Herr Dürand mit ihnen den letzten Versuch zu einem Vergleiche gemacht, und sich drey ganze Stunden mit ihnen beschäfftigt; aber umsonst; sie wollen proceßiren.

Der Notarius. Was für kleine Seelen mit ihren Titeln und Gütern. Zu wie vielen Niederträchtigkeiten verleitet sie der Eigennutz! Sie kamen auf mich los, ehe die Leiche noch kalt wurde, wie ein Haufen Wölfe, welche grimmig auf einander herfallen. Ihre gierigen Augen sagten mir, alles gehört mir; nichts meinem Bruder, und unterdessen hat der ärmste unter ihnen vierzig tausend Pfund Einkünfte.

Der Schreiber. Mein Herr, der Vater mit seinem künftigen Eidam ist noch einmal gekommen.

Der Notarius. Und sind sie? ——

Der Schreiber. Sie sind noch nicht völlig einig; sie sind nur noch um tausend Thaler auseinander.

Der Notarius. Ist es möglich, um eine glückliche Verbindung so zu handeln? Der gute Mann von Vater klebt an seinen Thalern. Sie sind ihm sauer zu erwerben geworden; freylich; Indessen ist er in meinen Augen nicht so verachtungswürdig, als jener, welcher eine Liebe gegen seine Tochter vorgiebt, und sich dennoch nicht schämt, sie unter keiner andern Bedingung, als für einen solchen Preiß zu heyrathen. — Dergleichen Dinge kommen mir immer neu vor, so viel ich auch deren seit dreyßig Jahren gesehen habe.

Der Schreiber. Dieser Financier hat hergeschickt. — Es ist eben der, welcher seine Tochter zum Klosterleben zwingt.

Der Notarius. Weil er nicht, sagt er, zu ihrer Ausstattung Geld genug hat,

da

da er es mittlerweile mit den kleinen Gastereyen, die ihn entehren, durchbringt. —— Was für Leute!

Der Schreiber. Es muß der Wittwer wegen seines Ehecontracts bald wiederkommen. Er will nur mit Ihnen allein darüber sprechen.

Der Notarius. Mit mir! — Ich bedanke mich. Er soll mich nimmermehr dahin bringen, ihm diesen Contract nach seinen verkehrten Absichten zu schmieden. Was für strafbare Wege will dieser blinde Vater ergreifen; die zarten Kinder erster Ehe zum Vortheil seiner zweyten Frau zu Grunde richten! — Ich glaube nicht, daß einer von meinen Mitbrüdern sich zu dergleichen Betrügereyen wird brauchen lassen; ich glaube es nicht, und wehe dem, der sich gelüsten ließe, ein Werkzeug davon zu seyn. (Er unterzeichnet.) Herr Renaud, erinnern Sie sich, wenn Sie dereinst ein solches Amt, wie meines ist, bekommen, erinnern Sie sich der Pflichten, mit welchen ein Notarius der menschlichen Gesellschaft haften soll. Es ist nicht genug, sie

sie nach der gewöhnlichen Unsträflichkeit zu erfüllen, so, daß man vor Vorwürfen gedeckt bleibt; Nein, man muß mit einer gewissenhaften Strenge wachen, und nichts hingehen lassen, was nicht nach der genauesten Billigkeit ist abgewogen worden. Uns gebührt es, die feinen Betrüger zu erforschen, zu ergründen, ihnen die Larve abzunehmen, und dadurch, daß man ihre Schande aufdeckt, ihnen, wenn es möglich ist, eine Röthe abzunöthigen. — So macht man sich dem Vaterlande nützlich; so schläft man zufrieden und vergnügt mit sich selbst.

Der Schreiber. Ihr Beyspiel, mein Herr, sagt mir genug davon. Es wäre zu wünschen, daß jedermann bey seinem öffentlichen Amte seine Pflicht so, wie Sie, vor Augen hätte.

Der Notarius. Still, still, mein lieber Freund. — Wir wollen von niemanden sprechen, nur immer gerade ausgehen, und thun, als ob wir diejenigen nicht sähen, welche sich vom rechten Wege entfernen.

nen. Was nicht redlich ist, muß durchaus unsern Gedanken fremd seyn. (Ein Bedienter bringt vom Herrn von Lys einen Brief.) Gebt her. (Er lieset.) Er bittet mich, ich soll mich sonst von keinem als von ihm sprechen lassen; er werde mit seinem Procurator kommen, um etwas zu verabreden. Ich weis, was er will. Dieser Procurator und der junge Mensch. — Wir werden mit einander nicht einig werden; und diese Kundschaft, welche ich ausgestellt habe. — Wie, sollte man keine Nachricht eingezogen haben?

Der Schreiber. Keine, mein Herr.

Der Notarius. Wenigstens sind die Intelligenzblätter noch nicht angekommen?

Der Schreiber. Noch nicht, mein Herr.

Der Notarius. Er wird sie mir sogleich holen. — Diese Sache geht mir nahe, so oft ich daran gedenke. Es ist doch ein rechtes Unglück. — Vielleicht schmachten sie in dem äußersten Elende, bey

dem ihnen unbekannten Rechte zu einem großen Vermögen. (Er seufzet.) Gebe er mir den Stoß Acten No. 307; auf dieser Seite. — Lege ers hin. (Man legt den Stoß auf den Schreibetisch.) (Ein Schreiber bringt dicke Stöße.) Das ist gegeneinander gehalten? gut — Trage er diese Papiere weg. — Sage er mir sogleich, wenn mich jemand sprechen will, wenn es auch eine Kleinigkeit betrifft, und laß er niemanden warten. Nichts ist in Paris kostbarer, als die Zeit. — Die meinige ist dem Publicum gewiedmet, und ich verpflichte mich gänzlich seinem Dienste.

Der letzte Schreiber. Mein Herr, es sind in der Schreibestube ein alter Bauer, ein junger Mensch und ein Mädchen. — Es hat das Ansehen einer Heyrath. Sie wollten mit Ihnen nur allein reden; ich habe Sie aber bey Ihren jetzigen Geschäfften nicht stören wollen. Sie warten.

Der Notarius. Warum nicht gleich gemeldet? Mehr als einmal habe ich es ihm eingeschärft, dergleichen ehrliche Leute

vor

vor mich zu lassen. Mag sich doch mein erster Schreiber mit Grafen, Herzoginnen, Finanziers beschäfftigen; oh! so lange es ihm gefällt, ich bins zufrieden; Aber was die Armen betrifft, die behalte ich mir vor, das ist meine Erholung. — Geh er geschwind, sie sollen herauf kommen.

Zweyter Auftritt.

Der Notarius.

Seht doch, wie keck und unachtsam die Leute sind. — Ich will auch weder meine Treppe noch mein Gemach mehr bohnen lassen. Sie fürchten sich, zu mir hinauf zu kommen, und ich bin niemals vergnügter, als wenn die Nägel unter ihren Schuhen meinen Boden recht bekratzet haben. Ich habe oft bey denen, welche der Stolz geringe Leute nennt, außerordentliche und erhabene Seelen gefunden. Die rothen Backen und Absätze sind mir zum Ekel geworden. Ich habe sie in der Nähe betrachtet. Trauriges Geschäfte! Betrübte Arbeit! Ich will mit den Großen

nichts mehr zu thun haben; mein Herz leidet zu viel, wenn ich sie höre.

(Hier sieht man den alten Remi, Joseph und Charlotten. Sie reiben sich die Füße an der letzten Thürdecke ab, und bedenken sich, hineinzugehen. Der Notarius steht auf, und geht ihnen entgegen.)

Dritter Auftritt.

Remi, Joseph, Charlotte, der Notarius.

Der Notarius. Kommt herein, kommt herein, meine Freunde, kommt doch. — Laßt, laßt, alter Vater; es ist schon gut so, recht gut, nur herein. —

Remi, Joseph.

Lieber Herr, lieber Herr, wir kommen —

Der Notarius. Zuerst setzt euch alle drey. —

Joseph. Wir fürchten. —

Der Notarius. Vor allen Dingen setzt euch, wo es euch gefällt. — Setzt euch doch. — (Sie setzen sich.) So,

gut — Nun sagt her. — Betrifft es etwa eine Heyrath?

Joseph. Wie Sie rathen! — Ja, lieber Herr.

Der Notarius. Um so besser. —— Das ist ein recht artiges Mädchen, und, was das beste ist, dabey sehr bescheiden: Mit Vergnügen sehe ich ein solches Paar. — Nun wohl, meine lieben Freunde, ihr müßt mit einander einig seyn. Man trifft sonst keine Heyrathen mehr an, als bey eures Gleichen. Denn die wenigen, die noch in den Städten gestiftet werden, kann man nicht mehr Heyrathen, sondern einen Kaufhandel nennen.

Remi. Ja, mein werther Herr, was das betrifft, wir sind vollkommen einig; Aber es ist etwas, welches diesem gegenseitigen Uebereinkommen hinderlich seyn könnte, deswegen habe ich mit Ihnen zu sprechen verlangt. Mein Wunsch und Verlangen ist, daß diese beyden Kinder verbunden werden; das ist nothwendig. Es ist dies meine ganze Hoffnung, das einzige Glück, welches ich hier auf Erden, ehe ich

in das Grab steige, erwarte. Aber, lieber Herr, glaubten Sie es wohl, wir Drey, wir haben nicht.— Ich darf es wohl nicht sagen; Unterdessen, ich muß es —

Joseph. Mein Vater, erlauben Sie, ich werde für Sie reden.

Remi. Nein, Joseph, laß mich reden. Lieber Herr, ich komme, Sie anzuflehen, Ihnen unser trauriges Geschick zu eröffnen.— Ich komme — Ach! ich schäme mich.—

Der Notarius. Warum bedenkt er sich? Er muß nicht so vor einem, der seines Gleichen ist, schüchtern seyn, dessen Schuldigkeit es ist, ihn zu allen Zeiten zu hören und ihm nützlich zu seyn.— Ich habe Achtung für ihn, denn er scheint mir ein sehr würdiger Mann zu seyn.

Remi, (steht auf, und reckt die Hände nach ihm.)

Ohne Geld — Wir können Ihnen nichts geben, lieber Herr, und ich weis nicht, wie ich mich dabey anstellen soll, Sie zu bitten, diese Heyrath zu schützen. Mein Wunsch ist nur, sie vereinigt zu sehen.

Denn

Denn ihres Lebens wegen, da sind sie mässig und arbeitsam, sie werden immer Brod haben, und die Vorsehung, welche ihnen bisher geholfen hat, wird sie auch ferner ihres Beystandes würdigen.

Der Notarius. Ich lobe ihn, und er denkt recht so. Ja, gewiß, ich will sie vereinigt sehen, und mein Herz selbst empfindet darüber eine heimliche Freude. Was von meinem Amte abhängt, das soll bald geschehen; und daß ich so glücklich bin, es bey dieser Gelegenheit ausüben zu können, dafür verlange ich nichts. (stumme Gebärden zwischen Joseph und Charlotten.)

Remi. Ach! lieber Herr, wie gütig sind Sie! Unterdessen haben sie vielleicht noch was zu hoffen, eben deswegen möchte ich dies Bündniß geschlossen wissen; denn der Vater dieses Kindes — Sie sollen alles erfahren. — Aber man hat mir gesagt, daß dabey einige Schwierigkeiten wären. Die eine ist meine Nichte, der andre mein Sohn. — Ich möchte wohl wissen —

Der Notarius, (ernsthaft.)

Geschwisterkinder! — Es ist wahr — das ist ein Hinderniß.

Joseph. Ein Hinderniß! — Ich bin verloren! — Ach Charlotte!

Der Notarius. Beunruhige er sich nicht. Denn ob gleich nach dem Schlusse des tridentinischen Conciliums die Heyrathen zwischen leiblichen Geschwisterkindern nur den großen Fürsten und aus Staatsursachen zugelassen werden: So hat man sie seit langer Zeit aus andern Ursachen allen denen, welche darum anhalten, erlaubt. Also wird man mit weniger Zeit und wenigem Gelde vollkommne Macht darinn haben.

Joseph, (zu Charlotten.)

Man wird vollkommne Macht haben.

Der Notarius. Ich werde dieses Geld vorschießen. Sie scheinen Beyde sich gar zu gut zusammen zu schicken, als daß man sie sollte schmachten lassen.

Remi. Ach! mein Herr — Ihre Großmuth —

Der

Der Notarius, (die Feder in der Hand.)
Was ist sein Stand?

Remi. Ich lebte vom Ackerbau.

Der Notarius, (mit Empfindung.)
O schön; wenn er wüßte, wie lieb mir die Leute sind, welche die Erde anbauen.

Remi. Von vielen Unglücksfällen zu Grunde gerichtet, und wegen königlicher Gelder, die ich nicht ersetzen konnte, verfolgt, wurde ich in das Gefängniß geworfen.

Der Notarius. Ich verstehe ihn. — Es giebt recht harte Menschen; wir wollen sie aber ihrer eignen Fühllosigkeit überlassen. — Sie werden ihren Lohn bekommen. — Sage er mir, guter Vater, in welcher Provinz hat er gewohnt?

Remi. In Franche-Comte, und zwar in Montboson.

Der Notarius, (auffallend.)
In Montboson? Das ist ja wohl eben der Ort. Er wird mir einen Gefallen thun. (Er steht auf und sucht unter den Akten nach.) Ich suche eben eine gewisse Familie auf, vielleicht wird er mir davon

Nachricht geben können. (er überlieset sachte verschiedene Papiere durch, und mit Einemmale laut) Im Jahre 1750, Peter Alexis Remi genannt —

Remi. Ach, mein Herr! vielleicht wartet wieder ein neues Unglück auf mich; ich kann die Wahrheit nicht läugnen, ich bin es. —

Der Notarius, (verwundernd und aufschreyend.)

Er! Peter Alexis Remi!

Remi. Eben ich, mein Herr, eben ich.

Der Notarius, (vor Freude zittern ihm die Hände.)

Gebe er Acht; Ist er der Bruder des Isidor Remi, nachher von Lys genannt? — welcher abwesend war? —

Remi. Ja, lieber Herr, das ist mein Bruder, das ist der Vater dieses Kindes, das ist der Bruder, den ich suche, und von dem ich in so vielen Jahren nichts erfahren habe. Ich werde Ihnen Papiere vorzeigen, woraus Sie die Wahrheit ersehen werden. (Er sucht in der Tasche.)

Der

Der Notarius, (wirft einen Blick dahin, und ruft entzückend aus.)

Ha! meine lieben Freunde! der Himmel führt euch zu mir. Glücklicher Tag! — Ich fühle mich nicht vor Freude. — Da ist denn endlich dies liebe Kind, welches wir allenthalben gesucht haben. — Lieset er denn keine Intelligenzblätter?

Remi. Niemals, mein Herr; ich weis nicht einmal, was das ist. — Sollte ihr Vater noch leben? Kennen Sie ihn, kennen Sie ihn? Ah! reden Sie; So ungerecht er uns auch behandelt, er ist mein Bruder.

Charlotte. Ich bin ganz bewegt. — Joseph! — Joseph! —

Joseph. Höre doch, höre doch. Ah, mein Herr, fahren Sie fort.

Der Notarius, (zu Charlotten mit einem ernsthaften und empfindsamen Tone.)

Ich habe ihren Vater gekannt, ich habe ihn gekannt. — Ich bin derjenige, den er in seinen letzten Augenblicken holen ließ. —

Charlotte, (mit einem schmerzhaften Tone.) Er ist todt!

Der Notarius. Und bedauerte es, daß er nicht so glücklich wäre, sich von ihr die Augen zudrücken zu lassen. Er ist gestorben mit einer zärtlichen Liebe gegen sie, nannte sie seine Tochter, und wollte es wieder gut machen, daß er ihrer vergessen hätte — Er hat mir dies Testament hier aufsetzen lassen. Sein Vermögen betrifft hundert und achtzig tausend Pfund jährlicher Einkünfte. Eurer sind nur zwey Kinder, die darinn zu theilen haben. Ich muß sie heute ihrem Bruder vorstellen. Er lebt hier im Ueberfluß unter dem Namen Herr von Lys, welchen sein Vater angenommen hatte.

(Sie drücken alle drey ihr Erstaunen durch Gebärden aus. Ihre Augen reden, und beynahe rufen sie alle drey zugleich aus.)

Joseph.	Remi.
Ah, Charlotte!	Nun sind deine Tugenden belohnet. — Der Himmel ist gerecht.

Char-

Charlotte. Ist es eine Täuschung? — Mein Vater — Was! Der Herr von Lys sollte mein Bruder seyn!

Der Notarius, (zu Charlotten.) Sie kennt ihn?

Charlotte. Nur gar zu gut.

Joseph. Ja, wenn es der ist, welcher in der Hahnengasse wohnt. —

Der Notarius. Eben derselbe.

Remi, (steht auf.) Wir kommen eben von ihm, mein Herr.

Der Notarius, (verwundernd.) He! wie das! Ihr! von ihm? Belehre er mich doch. — Sage er mir umständlich, wie er in sein Haus gekommen ist? —

Remi. Ah! überheben Sie mich einer umständlichen Erzählung, worüber wir erröthen müßten. In was für Sitten ist er erzogen worden! Der Unglückliche mit seinen niedrigen Reichthümern. Wäre er doch lieber mit uns arm geblieben; wenigstens wäre er ehrlich und tugendhaft. Aber leider! vom Ueberfluß verunstaltet; es ist ein Verführer, ein Wollüstling. — Diesen

Mor-

Morgen glaubte er, ihre Tugend erkaufen zu können. — Er unterstand sich sogar, mir den Preiß derselben anzutragen.

Der Notarius. Und habt ihr euch einander auch zu erkennen gegeben?

Remi. Ich habe mich nicht genannt, als beym Weggehen. — Sollte er sich meines Namens erinnern?

Der Notarius. Sich erinnern! Ja, gewiß, und zwar auf eine Art, welche seinen Stolz demüthigt und seinen Geiz beunruhigt.

Ein Bedienter. Herr von Lys ist hier abgestiegen.

Remi. Er? Er sollte kommen. — Uns hier verfolgen. —

Charlotte. Ah! wenn ich nur gefaßt wäre, seinen Anblick zu ertragen!

Der Notarius, (zum Bedienten.) Er mag einen Augenblick warten; wenn ich klingeln werde, so führt ihn herein. (der Bediente geht ab.) Meine guten Freunde! Dies ist heute der schönste Tag meines Lebens. O wie herzlich danke ich dem Himmel, daß sich alles so glücklich fügen muß!

muß! Wie segne ich die Hände der Fürsehung! — Sie wird nicht mehr arm; keines mehr bedürftig seyn. Sie wird reich seyn, des Gutes genießen, welches ihr gehört, und ihre Tugenden verdienen. (Er legt die Hand auf ein Papier, welches zur Rechten liegt.) Hier ist das Testament, welches ich ihr vorlesen muß. — Charlotte, hier ist Unterschrift und Siegel eines Vaters, dessen sie sich nicht erinnern kann, daß sie ihn gesehen hätte. Ey! Er hat in seinen letzten Augenblicken wohl an sie gedacht. —

Charlotte, (neigt sich ehrfurchtsvoll, und küßt weinend die Unterschrift.)

Ach! warum ist er nicht mehr!

Joseph. Laß mich auch seinen Namen küßen. — Dein Vater soll auch mein Vater seyn.

Der Notarius, (steht auf.)

Sie wird es anhören, was er mir in die Feder gesagt hat. Ich werde ihr das Testament vorlesen; und weil ihr Bruder da ist, will ich ihn hereinkommen lassen. Damit aber der erste Auftritt desto ruhiger

sey,

sey, so geht alle drey in dies Zimmer. Von daraus könnt ihr hören, was ich spreche. Wann es Zeit seyn wird, werde ich euch herauskommen lassen. Ich will dieses verhärtete Herz drücken, zerknirschen, umändern. Ah! Könnte es sich ergeben! Wie vergnügt würde ich über mich selbst seyn!

Remi. Wie geht es zu, liebster Herr, daß Sie gegen uns so gütig sind?

Der Notarius. Ich habe einen Eid abgelegt, gerecht zu seyn. Ich erfülle nur meine Pflicht. — Geht hinein, lieben Freunde. ——

(Er eröffnet die Thüre des Zimmers, und macht sie hinter ihnen wieder zu.)

Vierter Auftritt.

Der Notarius.

Herr von Lys kann hereingeführet werden. — (Der Bediente geht heraus.) Nun werden wir sehen, ob er bey seinem ungerechten Vorsatze bleiben werde. Hier ist nichts mehr zu verstellen. Die Theilung ist nach dem vollkommensten Rechte. Dem ohn-

ohngeachtet ist es mir nicht lieb, daß dieser Procurator Vollzieher des Testaments ist. Das ist seine rechte Hand; und so wie er mit der Chikane vertraut ist. — Hier sind sie.

(Er bewillkommet sie, läßt Stühle vorrücken, und setzt sich ganz gravitätisch auf seinen Lehnstuhl.)

Fünfter Auftritt.

Der Notarius, Herr von Lys, Herr Dünoir.

Herr von Lys. Wir kommen noch immer, mein Herr, wegen dieser Sache. Es ist besonders, daß man so verfährt. Uns sind die Hände gebunden; denn endlich, da man wegen der einen Hälfte stets unruhig ist, müßte man doch das Ding endigen.

Der Notarius, (frostig.) Haben Sie, meine Herren, Nachrichten eingezogen? Wissen Sie etwa, wo diejenige ist, ohne welche man nichts zu Stande bringen kann?

Herr

Herr von Lys, (auffahrend.)
Nichts zu Stande bringen? — Das ist eure gewöhnliche Sprache ihr Herren; Einer ist so wie der andre; Das ist was Schreckliches! Dergleichen Aufschub, wobey man im geringsten nichts vernünftiges sieht. Sie ist gewiß seit langer Zeit nicht mehr, und noch muß ich mich aufhalten lassen, weil sie todt ist. — In Wahrheit, mein Herr, bey solcher Verzögerung komme ich mit meinen Sachen nimmermehr in Ordnung.

Der Notarius. Ich habe es Ihnen, Herr von Lys, bereits gesagt, es gehört dazu ein richterlicher Ausspruch, wenn Sie von den Gütern dieser Schwester, welche Sie aus eigner Macht für todt erklären, Besitz nehmen wollen. Sie haben gesehen, daß nur eine obrigkeitliche Person die Stelle Ihrer Schwester ersetzen konnte, als die Siegel abgenommen, das Inventarium gemacht und die Mobilien verkauft wurden. Das Gesetz nimmt die Abwesenden in Schutz. Es trauet nicht ihre Gerecht-

same Ihren Anverwandten an; und wenn es Sie nach einer bestimmten und erwiesenen Zeit der Abwesenden Güter in Besitz nehmen läßt: So geschieht es unter der Bedingung der Wiedergabe. Durch diese Einsetzung in den Besitz erlangt der anscheinende Erbe keineswegs das Eigenthum, sondern bloß die Verwaltung, von welcher er dem Abwesenden, im Falle der Wiederkunft, Rechnung abzulegen schuldig ist; und dieser Erbe kann die Güter desselben nicht eher verkaufen, veräußern, verpfänden, als nach hundert Jahren, weil nach den rechtlichen Vermuthungen das Leben des Abwesenden so weit hinausgesetzt werden kann. Ich muß mich wundern, daß Ihr Beystand, Herr Dünoir, Ihnen diese Wahrheiten nicht eröffnet hat. Können Sie also den Todtenschein Ihrer Schwester aufweisen, so fällt diese rechtliche Vermuthung von selbst weg; denn diese Schwester kann vielleicht recht gesund seyn, in diesem Augenblick kommen, und ihre Legitimam fordern.

Herr Dünoir. Sie wissen aber recht gut, daß man mit einer Unbekannten so nicht theilet; und gesetzt, diese Schwester erschiene sogleich, so würden wir sie für eine Betrügerinn, welche sich den Namen und das Vermögen einer Familie anmaassen will, ausgeben. Ihnen frey heraus zu sagen, mein Herr, ein Versuch dieser Art würde sehr schwer gelingen. Denn es ist nicht zu vermuthen, daß sich ein Vater habe entschließen können, sein Kind seines Status zu berauben. Auch erfolgt von Seiten eines Richters zum Besten unbekannter Personen kein Ausspruch, bis er sich durch sonnenklare und unumstößliche Beweise dahin genöthigt sieht; Aber zu allem Glück ist nichts schwerer, als sich an eine Kette von Beweisen zu wagen, welche zu der völligen Gewißheit eines Status führen. Sie wird ihren Taufschein, werden Sie mir einwenden, vorzeigen. Gut, wir wollen sehen, ob er vom Vater unterzeichnet sey. Wenn auch die Geburt mit Gewißheit dargethan wird, das ist noch nicht hinreichend. Man muß den Beweis

der

der Identität bis zur äußersten Gewißheit treiben; das heißt, der Beweis der Geburt muß nur allein, specifice und exclusive auf dieses Individuum, welches das Recht der Kindschaft fordert, angewendet werden können, und diese Anwendung kann nicht anders geschehen, als durch eine Reihe von Beweisen, welche den durch die Geburt erlangten Besitz des Status völlig ins Licht setzen.

Sie werden mir ferner einwenden, daß man den Beweis durch Zeugen könne führen lassen. Dawider werden wir uns mit aller Macht setzen; und sollte dieser Beweis zugelassen werden, so werden wir diese Zeugnisse, durch Verwerfung der Zeugen, durch facta justificatoria und durch gegenseitige Untersuchungen über den Haufen werfen. Endlich werden wir das Crimen falsi zur Hand nehmen. —

Herr von Lys, (gelehnt auf seinen Stul.) Ja, das ist wohl gegeben, das Crimen falsi. —

Der Notarius. Wider das, was der Herr eben jetzt sagt, da lasse ich mir es

 gefallen.

gefallen. (wendet sich zu dem Hrn. von Lys.) Vermuthlich müssen Sie glauben, mit dieser Schwester, die es nicht versteht, zu reden, oder Sie gehen darauf aus, Ihren Clienten durch die Verdammung zu den Unkosten arm zu machen.

Herr Dúnoir, (besänftigend, und nähert sich dem Notarius.)

Ich würde noch andre Mittel haben; aber erlauben Sie, ich muß mit Ihnen aufrichtig sprechen. Wir kommen vorsetzlich hieher. Nähern Sie sich ein wenig den Absichten des Herrn von Lys, und ich stehe Ihnen vor eine billige Erkenntlichkeit. Er braucht sein Vermögen ganz. — Was würde dieses Mädchen mit solcher Summe machen? — Sie wird mit wenigem zufrieden seyn. Hören Sie, Herr Notarius; haben Sie die armen Leute nicht hier gesehen? Wir wissen, sie sind hereingegangen, wir wissen es. Ich lese auch, was auf der verdeckten Seite steht. Nun, Sie werden doch mit uns nicht böse umgehen, mit uns Krieg anfangen? Ich schwöre Ihnen, Sie können sich Rechnung auf — Sie werden zufrieden seyn, Sie werden

den zufrieden seyn. — (zum Herrn von Lys, ganz sachte) Man muß ihn gewinnen.

Herr von Lys. Ja, ja.

Der Notarius, (ruhig.)

Ich verstehe Sie nicht, erklären Sie sich.

Herr Dünoir, (lacht gezwungen.)

Sie verstehen gar wohl, daß es auf nichts weiter ankömmt, als daß wir uns gütlich vertragen. Der Herr von Lys ist billig. Er wird ihr gern was geben, damit sie in ihre Provinz zurückkehren kann. Er kann ihr sogar ein kleines sehr anständiges Jahrgeld geben, doch mit der Bedingung, wenn sie vorher in forma auf ihre Forderung Verzicht gethan hat. Dieser Artikel ist vorläufig nothwendig: Eher bekömmt sie keinen Heller, eher nicht.

Der Notarius, (zum Hrn. von Lys.)

Sollte sich der Herr schmeicheln, damit durchkommen zu können?

Herr von Lys. Es hängt nur von Ihnen ab, uns die Hände zu reichen. Denn da dieser Herr Vollzieher des Testaments ist, so weis er, wie es auszulegen ist.

Der Notarius, (nimmt das Testament, und macht es sich zur Pflicht, es zu lesen.)

Wollen Sie erlauben, ein Testament anzuhören, welches mir ein Vater, dessen letzter Wille für Sie geheiligte Gesetze seyn sollen, selbst in die Feder gesagt hat?

Herr von Lys. Er befand sich damals sehr schlecht; denn sonst, ich weis, was er in seinen gesunden Tagen —

Der Notarius, (mit einem starken und lauten Tone.)

Wollen Sie mir vergönnen, es Ihnen vorzulesen?

Herr von Lys. Ich habe es schon gehört.

Der Notarius, (standhaft.)

Sehr schlecht; eben deswegen will ichs noch einmal lesen.

Herr Dünoir, (zum Hrn. von Lys.)

Lassen Sie, wir wollen hören; Vielleicht finden wir darinn Gründe der Nullität, welche uns entwischt sind. — (Der Notarius wirft ihm einen verächtlichen Blick zu.)

Der Notarius, (mit einem lauten und gesetzten Tone.)

Testa-

Testament des Isidor Remi.

„Ich befinde mich zu schlecht, als daß „ich mich der Wiederkehr zu diesem Leben „schmeicheln sollte. Es entwischet mir in „dem Augenblicke, da ich einsehe, wie ich „es hätte anwenden sollen. Ihr, die ihr „lesen werdet, was ich hier niederschreiben „lasse, gedenket bey Zeiten daran. Ihr „werdet euch auch dereinst da befinden, wo „ich bin. Alsdenn erscheinet die Wahr„heit in ihrer Größe, so, daß man sie er„kennen und ihr huldigen muß.„

Herr Dünoir. Das ist Moral, überschlagen, überschlagen Sie es.

Der Notarius, (blickt ihn verächtlich an.) „Ich erkläre demnach in diesem Testa„mente,

Herr Dünoir. Ha! da kömmts.

Der Notarius. „Daß ich ein Kind, „die zweyte Frucht meiner Ehe den Hän„den meines Bruders, Peter Alexis Remi, „Feldarbeiters zu Montboson in Franche„Comte, meinem Vaterlande, anvertraut „habe. Ich erkläre, daß dieses Kind mei„ne rechtmäßige Tochter sey, die einzige

„jüngere Schwester des Ludwig Remi, mei„nes Sohnes, nachher von Lys genannt, „ein Name, den ich angenommen habe. „Ich erkläre, daß ich dieses Kind gleich an„fänglich, weil es mir hätte beschwerlich „seyn können, zurückgelassen; und daß, wie „ich nachher von Ehr- Geldgeiz und dem „Geräusche der Geschäffte hingerissen wur„de, und überdem in entfernten Ländern „herumirrte, ich es, so zu sagen, aus mei„nem Gedächtnisse verbannet habe. Als „ich zu dem Stande kam, welchen der „Mensch, so lange er nicht von der Fackel „des Todes erleuchtet wird, glücklich fin„det, verhärtete ich mit Fleiß mein Herz „wider alles Andenken dieses Kindes, und „zwar in der einzigen Absicht, um meinen „Sohn recht mit Gütern zu überschütten. „Bey meinem neuen Namen vergaß ich „meine Blutsfreunde; vorsetzlich habe ich „mit ihnen gebrochen. Dadurch nun, daß „ich von dem Glücke unempfindlich gemacht „wurde, und über meine niedrigen Anver„wandten, in dem thörichten Wahne, als „wenn sie mir Schande machten, erröthe-

„te,

„te, habe ich die heiligsten Pflichten ver„letzet, weswegen ich Gott recht aufrich„tig um Vergebung bitte; Am meisten aber „beunruhigt es mein Gewissen, daß ich „meinen Sohn nach diesen falschen Grund„sätzen erzogen habe. Es beunruhiget „mich, daß ich selbst ihn dahin verleitet ha„be, seine Geburt, sein Vaterland, seine „Anverwandten und den Namen dieser „Schwester, welche ich für die Hinderniß „seines großen Glücks ansah, geheim zu „halten. Ich entsage und verabscheue „durch dieses Instrument eine solche uner„laubte Erziehung, und zur gerechten Be„strafung befürchte ich, daß sie in seinem „Herzen zu sehr Wurzel mag gefaßt haben. „Ich bitte ihn herzlich, mir meinen Fehler „zu verzeihen, und das Uebel, so ich gestif„tet habe, selbst gut zu machen. Ich bit„te ihn ferner, und befehle ihm als Va er, „seine Schwester aufzusuchen, und ihr alle „Reue, alle Liebe, alle Empfindungen zu „bezeigen, welche ich gegen sie unterlassen „habe, die aber doch in dem Inn rsten „meines sterbenden Herzens sind. Ich will,

 daß

„daß er mit ihr alle Güter, welche sich „an dem Tage meines Abschiedes in meiner „Verlassenschaft finden werden, um die „Hälfte theilen soll. Ich richte meine „Wünsche zu dem Himmel, daß sie lebe, „und meine letzten Worte höre.— O mein „Sohn! wenn du sie wieder siehst; noch „bey ihr denjenigen, welcher ihr statt eines „Vaters gedienet hat, wieder findest; siehe „ihn als den deinigen an. Ohne den „Durst nach Ehre, welcher mich in diese „großen Städte eingekerkert, und selbst meine Tage verkürzet hat, würde ich jetzt in „ihren Armen sterben, von ihren Thränen „benetzet, und mit ihrer Reue beehret werden.„

„Zum Vollzieher dieses Testaments benenne ich meinen alten Freund, Herrn „Dünoir, damit ich ihn veranlasse, gewisse „Fehler zu verbessern; und ich habe zu „ihm das Vertrauen, er wird meine letzte „Gesinnung bey sich von erwünschten Folgen seyn lassen. Wir sind beynahe von

„einem

„einem Alter. Er lasse sich doch meinen „Tod zur Warnung dienen; Er wird wohl „verstehen, was ich ihm sagen will.

Herr Dünoir. Das ist aber gar nicht im juristischen Style.

Herr von Lys, (zum Dünoir.

Was ist dabey anzufangen, Herr Dünoir?

Der Notarius, (steht auf und sagt nachdrücklich.)

Anzufangen. Eh, mein Herr! fragen Sie sich selbst, Ihr Gewissen, Ihr eignes Herz, und nach demselben antworten Sie. (Er spaziert verdrüßlich und nachdenkend.)

Herr Dünoir, (ein wenig leise.)

Ich sehe nicht, wie man das Testament zernichten könnte; Ich habe nicht im geringsten was Unrichtiges entdeckt. — Aber sollten wir ihn nicht schrecken können? (etwas lauter.) Sie haben von diesen guten Leuten nichts zu besorgen; Sie sind nicht verschmitzt, und dabey überdem arm. Womit wollen sie einen Proceß, welcher leicht anzuspinnen ist, und der durch mir bekannte

te Wege, so lange sie leben, kann verlängert werden, fortsetzen? Ich mache mich anheischig, daß sie vor Hunger sterben sollen, ehe sie noch durch den ersten Spruch eine Mahlzeit werden erlangt haben. (Der Notarius klingelt bey diesen letzten Worten, ein Bedienter kömmt.)

Der Notarius, (zum Bedienten mit gebietendem Tone.)

Führet diesen Menschen hinaus, und gebt Acht, daß er in seinem Leben meine Thürschwelle nicht mehr betrete.

Herr Dünoir, (steht auf, verwirret.)

Wie, mein Herr, wie! Einen Mann im öffentlichen Amte, wie mich —

Der Notarius, (zum Bedienten.)

Gehorchet! er soll gehen. (zum Herrn von Lys.) Sie, mein Herr, bleiben Sie; ich habe mit Ihnen zu reden.

Herr Dünoir, (im Weggehen.)

Ich spotte dieser Beleidigung; ich werde mich schon rächen; wir werden proceßiren, wir werden proceßiren.

Sech-

Sechster Auftritt.

Der Notarius, Herr von Lys.

Der Notarius. Dergleichen Sachen müssen bestraft werden, und es würde nicht genug gewesen seyn, sie bloß zu verachten.

Herr von Lys. Aber er redete als Procurator.

Der Notarius. Nein, nein, mein Herr, darinn irren Sie sich. Diese Art Leute entehren den Staat. Sie sind nicht weniger als ein andrer verpflichtet, ehrlich zu seyn, die Gerechtigkeit und den Frieden zu suchen. Ich kenne verschiedene von dieser Lauterkeit, und sie können, so selten sie auch sind, zum Beyspiel dienen. Diese hätte ich Ihnen zu Ihren Rathgebern gewünscht. Uebrigens wiederhole ich es Ihnen; Nur bey sich selbst müssen Sie sich Raths erholen; fragen Sie Ihr eignes Herz und antworten Sie.

Herr von Lys. Aber die Hälfte der Erbschaft, die Hälfte, ich kann nicht, es ist zu viel — es ist zu viel. —

Der Notarius, (mit einem edlen Zorne.)

Wohlan, mein Herr! folgen Sie Ihrem unwürdigen Rathgeber. Machen Sie sich so verächtlich, wie er ist. Mit mir werden Sie es zu thun haben. Ich übernehme den Proceß, und glauben Sie nicht, daß er sich so in die Länge ziehen werde, wie Sie denken. Ich werde selbst gehen; die Richter mit Ihren ungerechten Absichten vorher bekannt machen; sie werden die Ehrlichkeit nicht im Mangel schmachten lassen; Sie wird nicht lange nach der ihr gebührenden Gerechtigkeit seufzen. (Herr von Lys wird stutzig, und weis nicht, ob er gehen oder bleiben soll.) Ist es möglich, daß das Geld also seine tyrannische Herrschaft über Ihnen ausübe; alle Empfindungen der Tugend und selbst der Billigkeit in Ihnen ersticke? Erschiene jetzt dieser Vater, klagte er Ihr von Geiz verhärtetes Herz an, erklärte er Sie für den Verräther seines letzten Willens; würden Sie seine Stimme verkennen? — Wohlan, zittern Sie, sie selbst, die Schwester, soll Sie bestra-

bestrafen; mitten aus ihrem Grabe wird sie hervorkommen, Sie anklagen und schamroth machen. Ja, es ist sein Blut, welches erscheinen und wider Sie zeugen wird. (Er läuft zu dem Gemach und öffnet die Thüre.) Kommt her, verehrungswürdiger Greis, und sie, tugendhafte Jungfer, tretet hervor. (sie gehen alle drey weinend heraus, und wollen die Kniee des Notarius umfassen.)

Charlotte. O mein Wohlthäter!

Remi. Göttlicher Mann!

Joseph. O unser Beschützer!

Herr von Lys, (verwundernd, und vor Schrecken zurückweichend.)

Himmel! das sind sie; sie haben alles angehört!

Der Notarius, (entzückt.)

Steht auf, lieben Freunde, steht auf. — Liebenswürdiges Kind, wenn sie einen Bruder verliert, so werde ich seine Stelle durch mich ersetzen. Mein Haus ist das ihrige, bis er wird genöthigt worden seyn, ihr das Erbtheil auszuhändigen.

Charlotte, (geht zum Herrn von Lys.)
Sie schämen sich, mein Herr, daß Sie sich für meinen Bruder erkennen müssen, und ich, die ich Sie lieben will, seufze, an Ihnen ein Herz zu finden, welches dem meinigen so wenig ähnlich ist. Gehen Sie, wenn Sie von dem Abgotte, Ihren Gütern, so sehr hingerissen sind, um ungerecht zu seyn; Ich, für mein Theil, verachte diese zu sehr, als daß ich sie Ihnen streitig machen sollte. (sie wendet sich zu dem Notarius.) Lassen Sie ihn, mein werther Herr, nur so viel geben, daß mein Vater in seine ihm geraubte Hütte wieder zurückkehren, daß er sich die schätzbaren Werkzeuge zum Ackerbau wieder anschaffen könne; Mehr brauchen wir nicht; daselbst wollen wir vergnügt leben, arbeiten, und bey einander sterben.

Der Notarius, (zum Herrn von Lys.)
Hören Sie?

Charlotte. Ich will meinem Bruder durch einen Proceß keine Schande machen, und ihm, wenn ich forderte, was er nicht

heraus-

herausgeben will, die Seele nehmen. Ich will ihn lehren, daß eine muthige Seele mit wenigem zufrieden ist. Ist es nicht wahr, mein Vater, wir brauchen den Ueberfluß nicht? Ist es nicht wahr, Joseph, für dich bin ich immer reich genug?

Joseph. Ach! du weißt es.

Remi, (seufzend.)

Das ist also das Kind, welches ich so klein gesehen, in meinen Armen getragen, geliebkoset, und so oft an meine Brust gedrückt habe. Ich redte gern mit ihm; aber er hat mich seiner nicht würdig gehalten; Seine undankbare Seele ist von meiner entfernt; und wir würden uns nicht verstehen. —

Herr von Lys, (ist bey der Thüre geblieben, ohne herausgehen zu können.)

(Mit einem heimlichen Ausruf.)

Sie fliehen mich! Ihre Verachtung ist mir unerträglich. — Ach! ich habe sie verdient.

Der Notarius. (In einer feurigen und unerwarteten Lebhaftigkeit läuft zu der

Thüre, nimmt ihn beym Arme, und zieht ihn schleunig vor den Oheim und vor seine Schwester. Das muß mit Edelmüthigkeit, Entschlossenheit, Stärke, Größe und wahrer Regung der Seele geschehen.)

Nein, Sie werden nicht diese gierige und verächtliche Seele behalten. Sie werden eine andre annehmen. Mitten in Ihrem Kampfe habe ich Ihren Charakter entdeckt. Wären Sie weggegangen, so hätte ich Sie nicht mehr angesehen. Aber so weit werden Sie sich nicht erniedrigen. Es ist nicht alle Empfindung in Ihrer Seele erloschen; Sie werden bewegt werden. — Ueberlassen Sie sich mit mir dem sanften Vergnügen, diesen Greis, dessen Tugenden Ihnen nicht anders, als zur Ehre gereichen müssen, zu umarmen. Schenken Sie sich seinem würdigen Sohn, den Sie lieben werden, dieser Schwester, deren zartes Herz Ihr Herz auffordert. Sollte die Stimme Ihres sterbenden Vaters nichts gesagt haben? Ich bin davon gerührt worden, ich — Ha! Sehen Sie die Thränen dieser tugendhaften Familie, welche noch rinnen, sie erwarten

Ihre

Ihre Thränen. (in der Hitze der Empfindung.) Wohlan, muthig, mein Jüngling! muthig, sey einer von den Unsrigen; Vergiß deine Vergoldung, deinen Ueberfluß, deine Pracht; sey Mensch, sey gerecht; nimm ein Herz, weine, und erkenne die Natur; du wirst, glaube mirs, du wirst durch sie belohnt werden.

Herr von Lys, (diese Zeit über hält er die Hände vors Gesicht. Er ist in der Stellung eines Menschen, bey dem eine gewaltige und schleunige Veränderung vorgeht. Er eröffnet die Arme, und verbirgt plötzlich sein Gesicht in dem Busen des Greises. Er schreyet mit einer erstickten Stimme.)

Ja, ich habe ein Herz, ich habe ein Herz — ich fühle es. — Mein Oheim, ich glaube in Ihnen meinen Vater wieder zu sehen. Ihren Tugenden weiche ich, alles rührt mich wider meinen Willen.

Charlotte, (fliegt zu ihm.)

Mein Bruder!

Joseph. Mein Vetter!

Herr von Lys, (umarmt sie beyde.)

Ich bin ungerecht, barbarisch, fühllos gewesen; ich bin es nicht mehr; ich werde

es nicht mehr seyn; ich kann es nicht mehr seyn. — Ich werde euch nachahmen. — Ich werde euch lieben.

Der Notarius, (drückt ihn in seine Arme.) So recht, so recht, er ist von der Familie; er ist von eurem Blute; er ist euer aller Bruder. — Er ist eurer würdig.

Herr von Lys. Verzeihet ihr mir? Werdet ihr mich noch lieben? Seyd ihr mit meiner Reue zufrieden? (statt der Antwort umarmt man ihn.) Jetzt merke ich ein Gefühl, welches mir unbekannt war. Dies ist das erste wahre Vergnügen in meinem Leben; in euren Umarmungen habe ich es empfunden.

Remi. Sey jederzeit mein Neffe. Gewiß, ich habe keine besetzten Kleider, aber unter diesem groben Rocke ist dies Herz zärtlich und ganz dein.

Der Notarius, (zum Herrn von Lys.) Ist es nicht wahr, daß Sie jetzt freyer Luft schöpfen? Es giebt viele Leute, welche den Reiz, um das Herz recht leicht zu seyn, nicht kennen. (von Lys umarmt den Notarius.)

Joseph, zum Herrn von Lys, auf Charlotten zeigend.)

Ich war ihr Bruder, und jetzt werden Sie es. — Sie billigen doch unsre Verbindung?

Herr von Lys. Ja; die Theilung soll vor sich gehen; Man errichte darüber ein gerichtliches Instrument, ich werde es unterschreiben.

Charlotte. Höre lieber Bruder, du bist einmal an den Ueberfluß und Aufwand der großen Welt gewöhnt. So viel wir, ich wiederhole es, zu unserm Glücke brauchen, dazu ist uns das Nothwendige schon hinreichend. Ich verlange, und mein Vater verlangt es auch; denn aus seinen Blicken lese ich seine Meynung, ich verlange, daß du für dich behaltest, was zu deinem angenommenen Stande unumgänglich nöthig ist; daß überdem die Mobilien und das Landgut nicht in die Theilung kommen, und dir verbleiben.

Herr von Lys. Diese bewundernswürdige Großmuth schreibt mir meine Pflicht vor. Ich werde nichts behalten, was mir

nicht gehört. Es sind eurer Drey, und außerdem noch Arme. (zeigt auf den Notarius.) Dieser Mann soll unser Richter, unser strenger Richter seyn.

Remi. O Wohlan, mein Herr, auf unser Bitten werden Sie befehlen, daß er dies Geschenk unsrer Freundschaft annehme. Du wirst uns das Vergnügen gewähren, oder du wirst ein Stolzer seyn.—

Herr von Lys. Das werde ich nicht seyn; ich werde mich bis zu euch erheben, es überzeugt bleiben, daß ich euch viel zu verdanken habe, und es zu allen Zeiten eben so gern öffentlich bekennen, als es empfinden.

Der Notarius. Dieser letzte Zug bezaubert mich; Ihr Herz ist aufrichtig, gerecht und empfindbar geboren, und alle Kunstgriffe eines Verräthers haben es nicht verderben können. Doch ist es billig, daß Sie ein etwas größeres Antheil behalten, weil Sie mehr Vermögen brauchen, als diese ehrlichen Leute, welche durch ihre Mässigkeit schon reich genug sind. Es wird aber auch nicht übel seyn, wenn unser lieber

der Remi und seine Kinder mehr bekommen, als sie verlangen. Denn wenn sie, wie ich glaube, zu ihrer vorigen Landwohnung zurückkehren, werden sie Nachbarn genug finden, denen sie unter die Arme greifen können.

Remi. Ey! es ist wohl wahr; werde ich glücklich, will ich es nicht allein seyn. Wann ich etwas haben werde, sollen viele ehrliche Leute, die Gefährten meines Unglücks, welche es standhaft mit mir getheilet haben, nicht vergessen bleiben. — Joseph, Joseph, welche Freude erwartet uns! Wir können einige Wohlthaten austheilen.

Der Notarius, (lächelnd.)

Sehet doch, ist nicht schon etwas von dem Gelde angewiesen, und zwar sehr vortheilhaft? Meine Freunde! Dieser Tag sey der Freude gewiedmet; morgen wollen wir die Sache endigen. Mein Tagewerk ist glücklich vollbracht; laßt uns mit einander zu Abend eßen. Ich befinde mich zu wohl, als daß ich andre Gesellschaft suchen sollte.

Herr von Lys. Und ich entsage aller andern.

Der Notarius. Da ist eine beysammen gefundene Familie; bildet euch ein, als ob ich auch dazu gehörte. (er klingelt.)

Joseph. Sie sollen von ihr der König seyn.

Der Notarius. Nicht doch, wenn ich bitten darf, — der Freund.

(Die Bedienten bringen Lichter, und der Notarius führet in den Speisesaal den guten Remi, Joseph, Charlotten und Herrn von Lys, welcher seine Schwester bey der Hand hat.)

E N D E.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mercier, Louis Sébastien,

Der Dürftige Ein Drama in vier Aufzügen

Breßlau ; Leipzig 1773

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.fr.o.69
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11718902-5
VD18 10868399-003